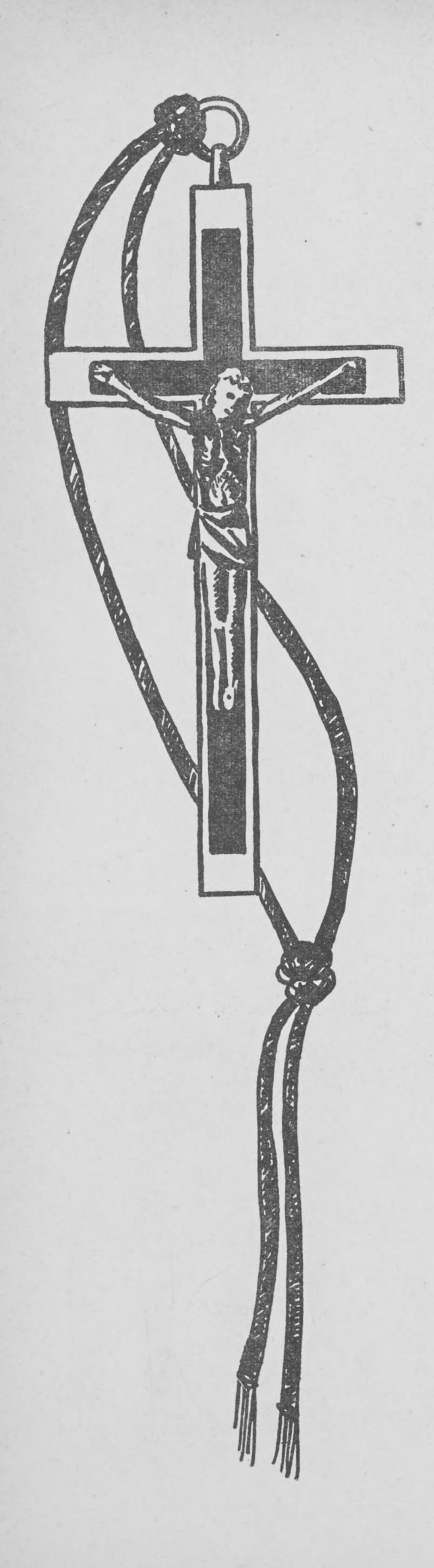
Maerz 1952



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

Whitehorse, Yukon — Die Oblaten sind im Norden des Apostolischen Vikariates Whitehorse über den nördlichen Polarkreis vorgedrungen. Sie fuhren von Dawson neun Tage auf dem Yukon- und Porcupinefluß und gründeten nach einer Wegstrecke von über 600 Meilen quer durch das nördliche Yukon- und Alaskagebiet in Old Crow einen neuen Missionsposten. Das Vikariate Whitehorse verfügt heute in 13 Missionsstationen über 27 Patres und 25 Schwestern, die zwei Indianer- und sechs Missionsschulen mit Kost- und Schlafgelegenheit für auswärtige Schüler führen. Apostolischer Vikar des Whitehorse Vikariates ist der Oblatenbischof Coudert. Pater B. Studer O.M.J. aus Holdfast, Sask., der im Juni 1948 in Battleford seine theologischen Studien beendete, arbeitet im Süden des Vikariats Whitehorse. Ein junger belgischer Pater, Fr. Van Rooy O.M.J., weilt seit Oktober hier in Battleford, um die englische Sprache zu erlernen. Gleich nach Ostern wird er sich in die Missionsarbeit in das Vikariat Whitehorse begeben.

Battleford, Sask. — Vor dem Bau unseres neuen Kollegs in North Battleford war unser Seminar unter den Schutz des hl. Thomas von Aquin gestellt. Es hieß St. Thomas College. Diesen Namen trägt heute das neue Kolleg. Das Seminar ist nun dem hl. Karl Barromeus geweiht. Der englische Name unseres Oblatenseminars lautet: St. Charles Scholasticate.

Battleford, Sask. — Ein junger Ordensbruder legte am 17. Februar, am Feste der Oblaten, seine ersten Ordensgelübde ab. Bruder Johannes Dougherty O.M.J. kam aus Philadelphia zu uns mit dem Wunsch, Oblatenbruder zu werden und in die Eismissionen gehen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde ihm auch gewährt. Bischof Trocellier O.M.J., Apostolischer Vikar der Makenzie Eismissionen,, nahm den jungen Mann sofort auf. Bruder Dougherty machte hier in Battleford sein Noviziat und fuhr am 21. Februar nach Fort Smith im hohen Norden. Vergangenen Sommer kam ein zweiter junger Mann aus den Vereinigten Staaten zu uns, der sich ebenfalls für die Eismissionen meldete. Er wird am 19. März sein Noviziat beginnen, und so Gott will, nächsten März ebenfalls Missionar der Indianer und Eskimos des hohen Nordens sein.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. März 1952, North Battleford, Sask. No. 6

Dies und Das

Der am Kreuz „Möwe du fliegst in die Heimat„ singen die Neueingewanderten voller Heimweh und Trauer. Drüben wird es jetzt Frühling, und bald werden die Osterglocken von den hohen Bergen und durch die grünen Täler der Heimat jubeln, mit den Vöglein um die Wette, mit der stürmenden Freude der Gräslein und der Blümlein ohne Zahl sich messend. Die alten Wege und die alten Wälder werden im strahlenden Lichte eines neuen Lenzes grüßen – wir aber sind nicht da!

Das alte Wegkreuz mit dem leidenden Heiland steht auch noch. Wie oft sind wir an Ihm vorüber gegangen, ohne zu Ihm aufzuschauen. Wohl wußten wir damals, daß das Leben voller Leid ist. Und wie gut wir das verstanden! Wir wußten jedoch nicht so richtig, daß das Leben mehr als Leid – daß es Kreuz ist!

Furchtbar war das Kreuz, an dem die meisten unserer Neukanadier aus Deutschland und den volksdeutschen Gebieten Europas während der letzten zehn Jahre schleppen mußten. Liebend war aber auch gerade das Kreuz, das sich ihnen zuwandte. Das ihnen durch die Hände frommer, gläubiger Christen zu helfen suchte, ihnen auch die Wege bahnte, sich hier in Canada eine neue Heimat zu bauen. Vollster Sorge um die Heimatslosen in Deutschland und um die hier in Canada neue Heimat suchenden Menschen arbeitet Papst Pius XII., drängen die Bischöfe Canadas auf Nächstenliebe und praktische Hilfe, ruft die höchste Ordensleitung der Oblaten aus Rom uns deutschsprechenden Oblaten Canadas zu, der Neuankömmlinge um der Liebe Christi willen ja nicht zu vergessen.

Wir wollen sie nicht vergessen – wir dürfen nicht teilnahmslos an ihnen vorüber gehn. Rastlos arbeitet unser Pater N. Warnke, O.M.J. in Winnipeg und in Deutschland für das Wohl der Neuankommenden. Wir könnten aber gerade jetzt zehn Patres gebrauchen, die sich der Liebestätigkeit, der Seel- und Herzenssorge für die jüngsten Einwanderer widmeten. Die Not des Kreuzes hat unsere Brüder und Schwestern von drüben gezwungen, Abschied für immer von Haus und Heimat zu nehmen. Die Liebe des Kreuzes soll sich ihnen durch uns zeigen. Denn – Christi Kreuz ist nicht nur Not, es ist beides, Not und Erlösung!

Alle Erlösung hat der Heiland von den Menschen abhängig gemacht. Die Erlösung von Sündenschuld geht durch die von Ihm erwählten und beauftragten Priester. Die Erlösung von der Unkenntnis der Liebe des Kreuzes und die Erlösung

von Hunger und Heimatlosigkeit ist zum großen Tei e abhangig von der Gottes- und Nächstenliebe der Christen. Wehe uns, wenn wir diese Liebe nicht mehr hätten! Der am Kreuze hilft, und die an Ihn auf Erlösung hoffend glauben, müssen in seinem Namen helfen. Anders wäre unser Christentum verfehlt.

Der am Kreuz ist voller Erbarmen. Genau so wirklich wie vieler armer Menschen Verlassenheit war auch Seine Verlassenheit, als Er sterbend am Kreuze des Karfreitags hing. Christus ist Wirklichkeit, und wirklich und tatsächlich wie mein eigener Schmerz ist auch Sein Mitempfinden mit den Armen, mit den Kleinen, mit den Verstoßenen und Verlassen.

„Wo ist denn da Seine Hilfe?", frägt sich so mancher. „Als man mich während des Krieges und nachher von Haus und Hof vertrieb, war Er nicht da. Als meine Kinder vor Hunger wimmerten und während der unmenschlichen Stunden der Bombardierungen vor Schrecken aufschrien, war Er nicht da. Niemand war da, nur die unvergeßliche Fratze der Verzweiflung und das Höllenlachen des zur Bestie gewordenen Menschenhasses!"

War Christus damals wirklich nicht da? Was war denn der ganze Jammer der vergangenen Kriegsjahre, wenn nicht die Folge jener großen Schuld, die wir auf uns geladen, als – nicht Christus uns – aber wir Christus verließen? Oder waren wir etwa ein Geschlecht der Heiligen? Gott zwingt den Menschen nicht fort von der Sünde. Er läßt ihm seinen freien Willen. Er läßt uns aber auch die Folgen unserer freien Wahl zwischen Gewissen und Gewissenlosigkeit, zwischen Gut und Böse, zwischen Gottesgesetz und dem Gesetze unserer Selbstsucht! Er wirkt keine Wunder, wenn es uns plötzlich schlecht geht – weil wir die Dinge auf die schiefe Bahn geschoben. Gottestreue und Sünde, beides hat seine ganz naturgemäße Gefolgschaft. Gott segnet da, wo man Seinen Segen will, und Er hält Sein Segnen zurück, wo man kein Verlangen danach hat.

Eines ist aber doch an Christus: Die Menschen können Ihn verlassen, können sogar fluchend von Ihm gehn – Er wird sie nie voll und ganz vergessen. Läßt er es auch zu, daß sie die ganze Härte des Kreuzes zu fühlen bekommen, die Liebe des Kreuzes entzieht Er ihnen nie. Er liebt seine Menschen, und größere Menschenliebe als die Seine finden wir in alle Ewigkeit nicht, ganz gleich, wie spottende Menschen sich darüber ausdrücken.

Es ist ja leicht, zu spotten. Die Berechtigung seines Spottes zu beweisen ist eine ganz andere Sache. Haben jene, die uns das Christentum nehmen wollen, je etwas für die Erlösung der Menschheit von Not und Qual tun können? Man kann lange in den Geschichtsbüchern blättern, bis man auch nur einen einzigen Namen fände, der uns das beweisen könnte. Im Gegenteil: Wo wir Spott finden, da entdecken wir auch immer Haß. Und was das Hassen uns eingebracht, dessen sollten wir uns doch wohl nur zu gut erinnern, wenn wir an die vergangenen Kriegsjahre denken – und an die Not vieler Unschuldiger von heute!

Viele Menschen haben von der Liebe geredet. Keiner hatte jedoch jene einzigartige Liebe im Sinn, von der Christus sprach und die nur Christus geben kann! Die von Ihm gepredigte Liebe ist nicht nur so reine Menschenliebe, so eine natürliche Brüderlichkeit unter den Menschen – ein Ding, das sich nie verwirklichen wird, solange sie nur „natürliche" Brüderlichkeit bleibt – Seine Liebe heißt: Gottesliebe, Gnadenliebe, Vater-, Sohn- und Heiliggeistliebe. Und das ist etwas ganz anderes! Etwas, das wir nicht mehr ganz verstehen können – weil wir uns nie so rechte Mühe gaben, es gottdienend zu erfassen!

Es gibt noch Dinge im Christentum, die uns viel, sehr viel, die uns alles geben können: Neues Glauben, neues Hoffen und ein ganz neues Leben in Liebe und Freude. Wenn wir uns nur einmal von dem Wahn trennen könnten, daß alles Gute nur von „gerechten Weltplänen", erdacht von Menschen, kommen könne. Dieser Wahn ist unser Unglück und der Zerstörer der Zukunft unserer Kinder.

Niemand grüßt uns freundlicher, keiner umsorgt uns hingebender als Der am Kreuz. Die Frommen haben Heimat und Frieden in Ihm, und nur in Ihm, gefunden.

Drüben wird es Frühling. Haben wir Heimweh? Warum hatten wir dann wohl, als wir noch drüben waren, das Fernweh? „Unruhig ist des Menschen Herz, bis es ruht in Gott!" Diese alte Weisheit des hl. Augustinus hat sich bis heute in jedem Menschenherzen bewahrheitet. Leider, nicht alle waren so gotttreu wie er. Darum verstanden sie weder ihr Heimweh noch ihr Fernweh. Und die ewige Unruhe blieb ihnen als neues, als schwerstes aller Leiden.

Der am Kreuz grüßt uns. „Kommet zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Es hat noch niemand bedauert, zu Christus gegangen zu sein. Viele haben jedoch schon ihr Fortwandern von Ihm mit bitteren Tränen bezahlt. Bleiben wir bei Ihm. Und: Wer hier in Canada nach neuer Heimat Ausschau hält, der suche sie mit Ihm, durch Ihn und in Ihm.

Der am Kreuz ist Heimat, ist Ruhe, ist Frieden – ist alles.

Fastenzeit Wir haben die Zeit der heiligen Fasten begonnen. Der Name „Fastenzeit" ist eigentlich nicht ganz richtig. Denn das Fasten allein ist ja noch lange nicht alles, was in der Zeit vor Ostern zu tun ist. Die Vorosterzeit sind Tage des Büßens und des Besserwerdens. Und dazu ist viel mehr notwendig, als nur das Fasten.

Während der vier Tage vor dem ersten Fastensonntag, von Aschermittwoch bis zum Samstag nach Aschermittwoch, gibt uns die Kirche in der heiligen Messe das Programm, nachdem wir von jetzt bis Ostern leben sollen.

Im Evangelium des Aschermittwochs spricht uns der Heiland vom Fasten. Das Evangelium des folgenden Donnerstages spricht uns vom Beten des Hauptmannes von Karphanaum: „Herr, mein Knecht ist krank!" Am Freitag vor dem ersten Fastensonntag ruft Christus uns durch das Evangelium zu: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" – uns an die Pflicht des Almosengebens erinnernd. Und am Samstag vor demselben Sonntag lesen wir in der Lektion von Gottes Worten über das Halten Seiner Gebote.

So heißt das Programm für die vorösterliche Zeit, denn: Fasten, Beten, Almosengeben und in der Treue zu Gottes Geboten wachsen. Christentaten nach innen und nach außen sollen wir in diesen Tagen aus Liebe zum Gekreuzigten vollbringen. Und der Zweck dieser Übungen heißt: Verinnerlichung in Gott und Neustärkung in der christlichen Nächstenliebe, auf daß am Ostertage alles wieder neu sei: Unsere Gottesliebe und unsere Nächstenliebe.

Deutlicher noch drückt die Meßpräfation der Fastenzeit das Ziel und den Zweck unserer Buß- und Liebesübungen aus: „Durch das körperliche Fasten unterdrückst du die Laster, erhebst du den Geist, spendest du Tugendkraft und Belohnung: durch Christus unsern Herrn."

Wollten wir nur nicht vergessen, daß die Fastenzeit nicht nur Tage der Bußübung sind. Liebe zu Gott, die sich durch frommes Beten und durch harte Arbeit gegen Schwachheit und zum Aufbau neuer Tugend ausdrückt, Liebe zum Nächsten, die seit uralten Zeiten in der ganzen Christenheit durch frommes – bei uns leider viel zu vergessenes – Almosengeben Ausdruck findet.

Lassen wir Christus unsere Fastenzeit segnen. Die heilige tägliche Fastenmesse und Fastenkommunion werde uns zur treuen, demütigen Übung, auf daß Er auch wirklich segnen kann und führen kann und heiligen kann.

– Der Schriftleiter

Nur wer sein Glück mit Mäßigkeit getragen,
Darf auch sein Unglück einst den Göttern klagen.

Raupach

* * *

Man ehrt den Mann, der nach Grundsätzen handelt;
allein man liebt ihn nicht. G.v. Hippel

* * *

Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes. W. v. Humboldt

* * *

Heilig und gleich ist der Liebe Recht,
Und keiner ist Herr und keiner ist Knecht,
Sie tauscht nicht bloß die Seligkeit,
Sie tauscht das Leben, das sie geweiht.

Gottschall

Im Kreuzfeuer

(Gedanken zur Fastenzeit)

von P. J. Schneider, O.M.J.

Im Evangelium des ersten Fastensonntags erscheint Jesus zwischen zwei Geistern wie in einem Schraubstock eingeklemmt:

Zwischen dem guten Geist und dem bösen Geist; zwischen dem Geist Gottes und dem Geist der Hölle; zwischen dem Geist des Lichtes und dem Geist der Finsternis.

Er wurde vom Heiligen Geist in die Wüste geführt. Er stürzte Ihn in schaurige Einsamkeit; beraubte Ihn aller Sinnenfreude; überlieferte Ihn dem Fasten und der Hungerpein. Wird er sein Programm ungestört zu Ende führen können? Nein; der böse Geist nähert sich Ihm, der Geist der Finsternis. Noch kennt er Jesu nicht genau, sucht Ihn deshalb zu verführen. Er weiß nicht sicher, wen er in Ihm vor sich hat. Er wittert in Ihm denjenigen, der ihm den Kopf zertreten soll; sucht Ihm deshalb sein Erlöseramt zu verleiden.

Er packt Ihn bei der Gaumenlust. „Warum die Enthaltung von Speise und Trank verlängern? Sind 40 Tage nicht lang genug? Sei vernünftig", wispert er ihm zu; zerstöre dir die Gesundheit nicht. Iß und trink! Benutz Deine Wunderkraft, dir aus den Steinen Brot zu schaffen. Bist du nicht Gottes Liebling? Hab's bei Deiner Taufe im Jordanfluß vernommen: Dieser ist mein geliebter Sohn. . . ."

Als das nicht schafft, greift der Teufel zur Vermessenheit. Bestürmt Ihn mit Gedanken des Stolzes und der Eitelkeit. Nimmt Ihn an den Armen und schleppt Ihn durch die Luft zur Hl. Stadt und stellt Ihn auf den Rand der Tempelzinne: „Stürze dich hinab in die Cedronsmulde! Die Engel werden herbeif iegen und wie ein Laubblatt in der Sommerbriese dich sanft im Grunde landen. Die Tausende, die im Tempel ein- und ausgehen, werden staunen." Solch greifbaren Schutz gegen Tollkühnheit und Abenteurergeist hat der Himmel natürlich nicht versprochen. Der Heiland bewahrt die kühle Überlegung und die klare Schau: „Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen."

Der Teufel spielt seinen letzten Trumpf aus und diesmal geht er aufs Ganze. Sucht den Herrn zum vollen Abfall und zum Verrat Seines Messiasberufes zu bereden. Nimmt Ihn auf einen hohen Berg und zeigt Ihm in bezauberndem Gaukelspiel die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit: „Dies alles will ich Dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." Was wird der Heiland tun?

Kein Mißbrauch Seiner Wundermacht zu selbstischen Zwecken für Ihn. Kein feiges Nachgeben an Eitelkeit und Vermessenheit. Zeimal hat Er sich ruhig und geduldig der höllischen Zumutung erwehrt. Doch nun wird Er feierlich. Denn eine Anforderung wie die letzte verlangt einen gewaltsamen Gegenschlag. So faßt Er Seine ganze Energie und Stimmgewalt zusammen; „Weiche Satan! Den Herrn deinen Gott sollst du anbeten und Ihm allein dienen!" Es war das schauerlich-glorreiche Ende des erbitterten Duells (Zweikampfes).

Ist dieses Wüstenspiel nicht eine Lehre für uns? Unser ganzes Leben ist eine Prüfung. Zeitlebens fühlen wir uns zwischen zwei Geistern wie in einem Schraubstock eingekeilt.

So wie Theresa von Konnersreuth. Sie hat einen guten Engel zu ihrer Rechten und einen bösen zu ihrer Linken. Der eine ermuntert sie demütig-lieb in Bayrischem Platt zum Durchhalten. Der andere sucht in aufdringlichem Ton ihre Willenskraft zu unterhöhlen. In feinstem Hochdeutsch raunt er ihr zu: „Gib alles auf! Es hat ja keinen Zweck. Bist ja doch verloren. Bist ja jetzt schon mein. Komm her, ich nehm dich gleich in diesem Augenblick hinunter in die Hölle."

Oder wie Katharina von Siena (†1386). Der Glanz der Majestät Gottes lag tagelang auf ihrem Antlitz von himmlischen Gesichten. Aber des öfteren hatte sie auch Teufelsbesuch in ihrer stillen Kammer.

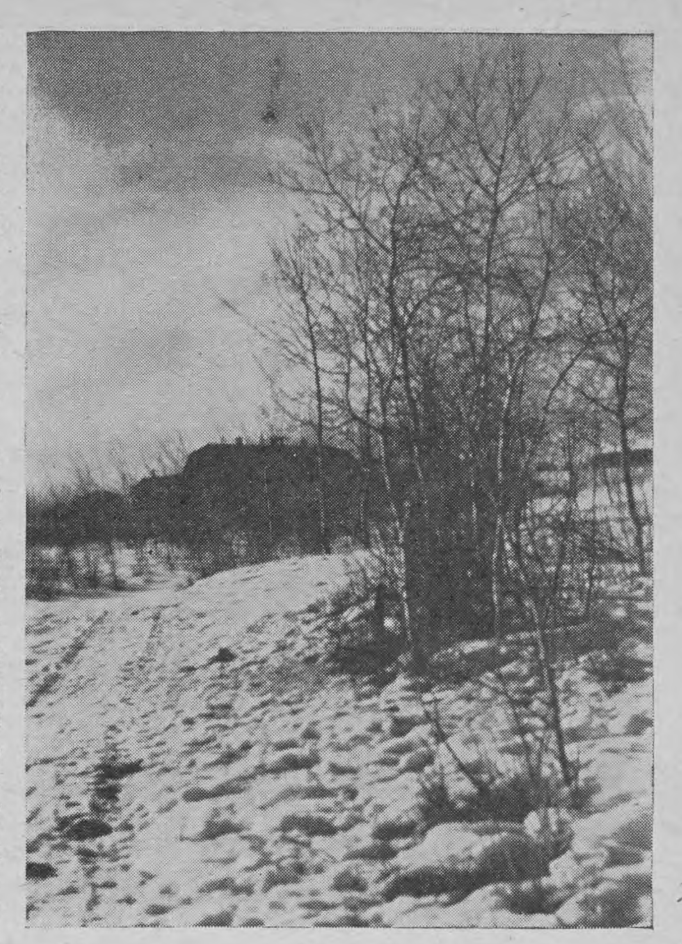
Ganze Legionen (Heerscharen) unreiner Geister drangen auf sie ein und suchten sie mit lüsternen Gebärden zu verwirren. „Sei gescheit! Du machst dich ja tot. Hör auf, ehe es zu spät ist!“

War es nicht schon so mit den ersten Menschen im Paradies? Gottes Stimme drang ihnen in die Ohren: „Von dem Baum, der in des Gartens Mitte steht, sollt ihr nicht essen, oder ihr werdet sterben.“ Zu gleicher Zeit träufelte ihnen der Satan Gedanken der Gottgleichheit und Empörung in die Seele. „Keineswegs werdet ihr sterben! Im Gegente.! Ihr werdet unterscheiden lernen zwischen Gut und Bös.“

Mit uns ist es kein Deut anders. Wir stehen genau so zwischen zwei Feuern wie Konnersreuth und Siena und die Stammeltern am Schöpfungsmorgen. In der Fastenzeit besonders ergeht es uns wie Jesus in der Wüste. Der Hl. Geist führt uns durch den Mund der Kirche in die 40tägige Bußzeit hinein und in die Nacht der Sinne. Einen neuen Anlauf sollen wir nehmen zu einem besseren und heiligeren Leben. Sollen den entschossenen Willen aufbauen, der göttlichen Liebe in uns zum Sieg und Triumph zu verhelfen über alle angeborene Selbstsucht, die sich so gern austobt oder gehen läßt auf Kosten Gottes und des Nächsten. Doch siehe; dort schleicht schon der Geist der Hölle heran und bestürmt unsre besten Vorsätze. „Warum das Fasten? Nimm es nicht zu ernst; du könntest der Gesundheit schaden. Iß und trink und tanz. Mach dir das Leben hier recht schön, kein Jenseits gibt's kein Wiedersehn. Vielleicht umschmeichelt er uns mit Gedanken der Eitelkeit und Widersetzlichkeit. „Bist du nicht dein eigener Herr? Hast du nicht das Selbstbestimmungsrecht in Küche und Keller? Besteh auf dem Majestätsrecht deiner Seele! Lebst du nicht außerdem in einem freien Land? und kannst du nicht tun, was du willst?“ Von Eitelkeit und Unabhängigkeit zur Vermessenheit ist es nur ein Schritt. „Verlaß dich auf die Todesstunde. Gott ist so gut. Ende gut, alles gut!“

Manchmal sucht der Teufel in einer Gewaltaktion die ganze Festung aufzurollen. Er reizt zum vollen Unglauben. Zum Abfall. Zum Gottesverrat. Zu dem, was Christus die schwerste und fatalste Sünde nennt: „Wer vom Glauben abfällt, der ist schon gerichtet.“ Wie werden wir diesen Anschlägen begegnen?

Jesus hat sich nicht irre machen lassen. Hat an Seinen Idealen festgehalten. Hat die Errichtung der Gottesherrschaft in der Welt verteidigt gegen die



März in Saskatchewan

bestehende Teufelsherrschaft. Hat den Primat des Geistes hochgehalten gegen Sinnenversklavung. Können wir in Ihm und mit Ihm nicht dasselbe tun?

Laßt uns festhalten an der Kirche und ihrem Gebot! Laßt uns Licht und Stärkung suchen am Beispiel Jesu Christi und unsern Teil tragen von Seiner Einsamkeit, Seinem Gebet und Seiner körperlichen Buße. Laßt uns die Gottesherrschaft in der Welt verteidigen gegen erniedrigenden Teufelsdienst. Den Primat des Geistes hochhalten gegen die versklavende Gewalt des Fleisches!

„Den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten und Ihm allein dienen!“

Fleiß ist des Glückes rechte Hand.

* * *

Für Fleiß und Mühe gibt Gott Schaf und Kühe.

Die vergessene Mutter

Die Toten kommen immer wieder zur Erde herab, aber sie können nicht in den Kreis des Lebens eindringen, der um uns gezogen ist, so weit unser Atem reicht; so hören wir ihr Jammern und Flügelschlagen nicht. Gegen die Dämmerung kommen sie scharenweise. Sie fliegen um die Häuser, sie spähen in die Fenster, sie schweben ins Zimmer, sie setzen sich neben uns an den Tisch, zum Fenster, ans Bett, aber wir ahnen nichts von ihrer Gegenwart. Nur wenn wir schlafen, wenn unser Lebenskreis weit sich öffnet, so daß von allen Sternen und Schicksalen her fremdes Leben eintreten kann – „Traum" sagen wir dafür – dann endlich ist auch die Stunde der Toten gekommen. Die schlafende Seele erkennt die tote, sie versteht ihre Blicke und Fragen, sie weiß die Antwort und den Trost, und sie sprechen zusammen, unergründlich und liebevoll.

So auch irrte die Seele der Mutter abends oft um das Haus, aber weder der Mann noch die Kinder ahnten etwas. Seltsam nur war, daß an den Geburtstagen beiden älteren oft ein Laut wie heimliches Weinen vernehmlich war – entweder ging der Wind, daß es schien, es stöhnte und seufzte draußen ein fremder Bettler, oder das Gas in der Lampe klagte und betete oder das Holz in den Möbeln knackte, als erschräke es plötzlich, oder es regnete gar an den Fensterscheiben dahin: endlos traurig. Die Kinder aber bemerkten nichts: ihr

Schluß

Geburtstag war der schönste im Jahr, noch schöner als Weihnachten, da kamen von überallher die guten Gaben und währte die Freude bis zum Schlafengehen. Sie hatten so viel zu denken: an Schaukelpferde, an Bilderbogen, an Mandeltorten, an Puppen, Theaterspiele und Zinnsoldaten, da blieb ihnen keine Zeit, auf den Wind oder auf die Lampe zu achten. Ihr fragt, ob sie auch ihrer Mutter an diesem Tage gedachten?

Lieber Gott, sie wußten noch nicht, daß ihrer Mutter auch ein kleiner Teil an ihrem Geburtstag gebührte. Nur einmal dachten sie der Mutter, am Allerseelentag, das Licht anzuzünden, und der Knabe ahnte, während er betete, daß die Toten draußen in einem weiteren Kreise fortleben. Die Seele der Mutter war glücklich an diesem Tage. Sie trank in gierigen Zügen die Wärme des Lichts, da konnte sie über die Geisterstunde hinauf im Zimmer bleiben, solange als der Docht glomm. Wenn sie sah, daß das Licht am Verscheiden stand, schlich sie zu den Betten ihrer schlafenden Kinder und mit ihrem vom Lichte noch warmen Mund küßte sie jedes auf die Stirn, und auch Lauras Knaben küßte sie, lächelte selig und flog in den Himmel.

Aber das war einmal im langen Jahr, und auch an ihrem Sterbetage manchmal, sonst gedachten ihrer die Kinder kaum. Da faßte sich die arme Mutter einmal ein Herz, und als alles im Hause schlief, trat sie ein, setzte sich an Lauras Bett, wie Laura einst an dem ihren gesessen, und es tat sich der Traum der Schläferin auf und sie gewahrte ihre tote Schwester.

„Lini, bist du es?" stammelte sie im Schlaf.

* * *

Präfation zur Fastenzeit

Wahrlich ist es würdig und recht, billig und heilsam, daß wir dir immer und überall Dank sagen, o heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott! Welcher du durch das körperliche Fasten die Laster unterdrückest, den Geist erhebst, Tugend und Belohnungen gewährst: durch Christum unsern Herrn. Durch ihn loben die Engel deine Majestät, beten an die Herrschaften, zittern die Mächte. Die Himmel und die Kräfte der Himmel und die seligen Seraphim preisen dich im gemeinsamen Frohlocken. Daß du mit ihnen auch unsere Bitten wollest zu dir kommen lassen, flehen wir, indem wir in demütigem Bekenntnisse sprechen:

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott der Heerscharen. Voll sind Himmel und Erde von deiner Herrlichkeit."

„Ja", sagte die Mutter. „Ich bin es. Wie geht es den Kindern?"

„Es geht ihnen gut", sagte Laura.

„Ich weiß es", sagte die Mutter und seufzte.

„Warum seufzest du?" fragte Laura. „Bist du nicht zufrieden mit mir?"

„O ja", sagte die Mutter kummervoll.

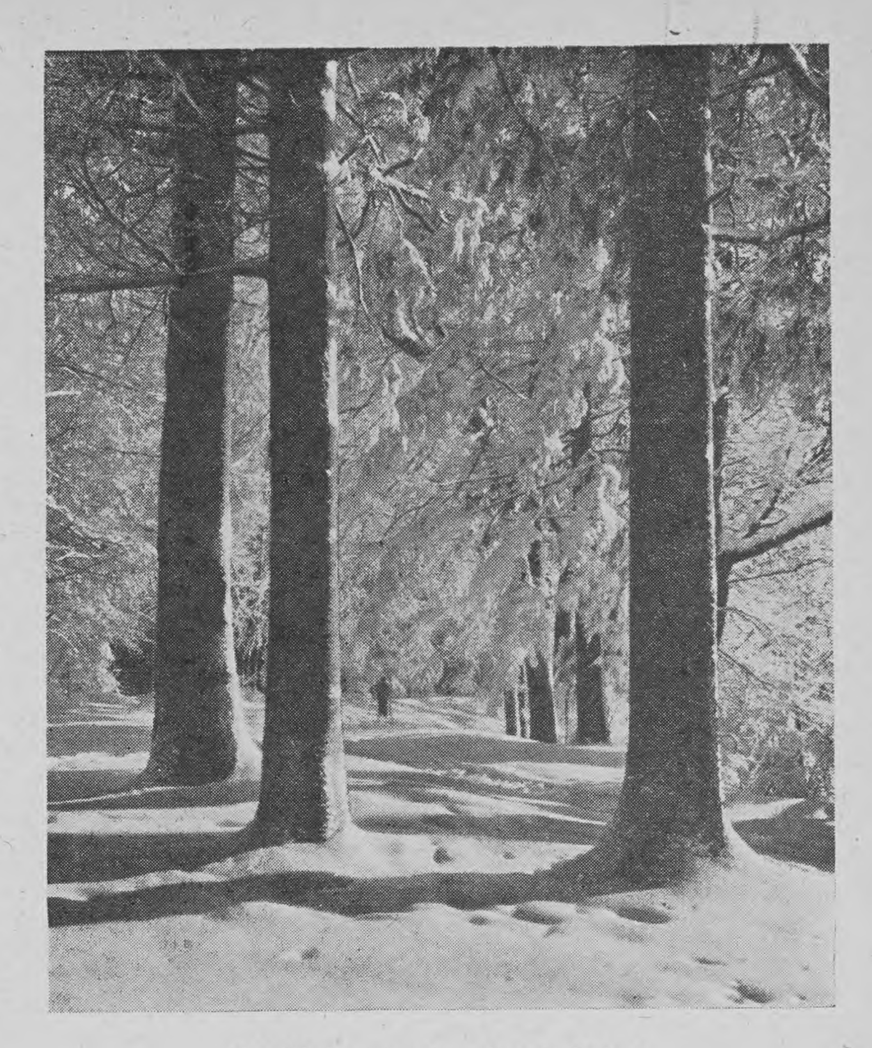
„Freust du dich denn gar nicht?" fragte Laura erstaunt. „Habe ich dir nicht mein Wort gehalten? Dein Mann schläft neben mir, sieh ihn doch an! Es geht ihm gut. Im Nebenzimmer liegen die Kinder. Hörst du, wie sie atmen? – Soll ich aufstehen und sie dir zeigen? Der Bub ist schon groß und lieb ist er, sag' ich dir, und das Mädel geht schon in die dritte Klasse. Sie ist die hübscheste von allen. Gestern erst – aber warum siehst du mich denn so traurig an, Lini?"

Die Mutter erwiderte nichts, sie starrte düster zu Boden, endlich brachte sie mit ganz heiserer Stimme hervor: „Denken sie auch an mich zuweilen?"

„Natürlich! immer wieder sprechen wir von dir. Du mußt nur bedenken, daß sie eben noch recht jung und kindisch sind und nichts als ihre Spielereien im Kopf haben. Aber gleich morgen sollen sie zu dir auf den Friedhof –"

„Hätten sie doch lieber eine böse Stiefmutter bekommen", sagte die Mutter und konnte sich nicht mehr zurückhalten vom Weinen.

Laura erschrak. „Wie du sprichst, Lini! Wo ich doch so für sie sorge! Unlängst, wie der Bub die Masern gehabt hat, hab ich vier Wochen nicht geschlafen. Und dabei hat mein eigenes Kind eine Drüsengeschwulst gehabt und das Dienstmädchen ist mir davon gelaufen und mein Mann hat solche Sorgen im Geschäft gehabt. – Aber du kennst ja mein Kind noch gar nicht, Lini. Soll ich es dir zeigen?"



Der Wald wartet auf den Frühling

„Ich kenne es längst", sagte die Mutter. „Es sieht dir ähnlich!"

„Wirklich? Sieht es mir ähnlich? Alle sagen, es ist ganz er! Aber wenn du es sagst –"

„Leb wohl, Laura, ich muß fort. Verzeih mir!"

„Nein, verzeih du mir, Lini! – Wo bist du denn? Lini! Lini!"

Laura fuhr aus dem Schlaf empor. Sie zitterte am ganzen Körper, der Schweiß stand ihr auf der Stirn. Mit den Händen tastete sie nach ihrem Gatten, er wachte auf und brummte: „Was gibt's?"

„Ich habe von Lini geträumt", sagte Laura hastig. Ihre Lippen fieberten und die Schauder liefen ihr über den Rücken.

„Ach laß mich doch schlafen", murmelte der Mann und drehte sich zur Seite.

„Morgen nehme ich die Kinder auf den Friedhof hinaus", sagte Laura. Sie war nun ganz erwacht und fand sich aus dem Traum zurecht, aber noch bebten ihr die

Hände und die Zähne schlugen vor Kälte zusammen.

„Ja", hauchte der Mann und schlief schon wieder.

Aber Laura blieb wach und hatte zu denken, bis es Tag wurde.

* * *

Von nun an kamen die Kinder jeden Monat einmal auf den Friedhof. Allein das änderte ihre jungen Herzen nicht und half der Seele der Mutter wenig. Sie achteten mehr auf die Vögel, die Bienen und Schmetterlinge, selbst auf die fremden Menschen, als auf die arme Seele, die sich vergebens mühte und quälte, ihnen ein Zeichen zu geben. Nichts jedoch gelang, und wie sie gekommen waren, schieden die Kinder wieder vom Grabe.

Der alte Specht sagte: „Du mußt es anders machen, liebe Seele. Man darf nicht immer ins selbe Holz hacken. Was nicht geht, geht nicht", und er tat einen tüchtigen Hammerschlag gegen einen Trauerweidenbaum.

„Gib mir einen Rat", flehte die Seele.

„Du solltest Geduld von mir lernen", sagte eine Spinne, die in ihrem Netze saß und lauerte.

Du solltest lernen, daß auf den Winter ein Frühling folgt", zwitscherte die Schwalbe herab und zog ihre Kreise und Schleifen niedriger, denn es war ein nebliger Tag.

„Du solltest an den Himmel denken", gurrte die Taube und pickte das Bröselbrötchen auf, das der Knabe aus seiner Tasche geworfen hatte, als er Laura sein Sacktüchlein hatte borgen müssen.

Der Specht faßte alle Meinungen zusammen: „Schlag um Schlag – Tag um Tag – einmal endet jede Plag."

„Das walte Gott!" bekräftigte die Taube mit frommen Augenaufschlag.

Ich will mich ihm anvertrauen, dachte die Seele. Vielleicht hilft er mir. Und sie flog aufwärts.

Die Seele trat vor Gott und klagte ihm ihr Leid. Gott hörte sie freundlich an, was gar nicht leicht für ihn war, denn während die Seele sprach, schollen unablässig die Klagen und Gebete der Menschen zu ihm empor; sie drangen ihm ins Herz, in endlosem Strome steigend, und alle empfing er, alle, ein leiser Gedanke, ein heimlicher Wunsch, er lächelte sie an und sprach: „Weißt du nicht, daß die Liebe dreifältig geschaffen ist, erst durch den Vater, dann durch den Sohn, dann durch den Geist? Die aber durch den Geist ist die späteste." „Ich verstehe dich nicht, Herr", erwiderte die Seele.

„Der Mensch liebt erst die Schöpfung des Vaters: die Welt, hierauf die Schöpfung des Sohnes: die Liebe, hierauf die Schöpfung des Geistes: die ewige Seele."

„Wo aber bin ich?" schrie die Mutter voll Verzweiflung.

„Bist du nicht die ewige Seele?" sagte Gottvater und lächelte.

„Wann, wann, wann werden sie mich lieben?" jammerte die Mutter.

„Wenn sie die Welt nicht mehr erstaunt, wenn sie die Liebe nicht mehr erschreckt, wenn sie fühlen, daß alles von ewig her strömt, eins aus dem andern geboren, bis herauf zu mir."

„Ich verstehe das nicht, ich verstehe das nicht", klagte die Seele.

Da sagte Gottvater: „So gehe zu Maria hin und frage sie, ob sie es dir sagen kann."

Maria

Kein Wunder, daß alle treuen Katholiken Maria so hoch verehren und so vertrauensvoll um ihre Fürsprache anrufen. Andersgläubige tadeln uns bisweilen darob, als ob wir die Erlösungstat und die Mittlerschaft Christi herabsetzen und verdunkelten, indem wir auf Marias Teilnahme an der Erlösung und auf ihre Gnadenvermittlung hinweisen. Aber wir vergessen keineswegs, daß Jesu Erlösungstat die einzige bewirkende Ursache des Heiles für uns — und selbst für Maria ist, daß Maria aber die Ursache unseres Heiles insofern ist, als sie die Mutter des Erlösers ist und als Gott sie die Leiden seines Sohnes in so bevorzugter Weise mitleiden ließ. Wir vergessen keinen Augenblick, daß Christus den Heiligen Geist als den Ausspender der von ihm allein verdienten Gnaden gesandt hat und daß er die Gnaden austeilt durch die von ihm gestiftete Heilsanstalt, die Kirche; aber wir irren wohl auch nicht, wenn wir mit dem hl. Bernhardin glauben, daß nach Gottes freigewolltem Heilsplan alle Gnaden uns zufließen auf die Fürsprache Mariens — mag das kirchliche Lehramt diese Anschauung auch noch nicht zum förmlichen Glaubenssatz erhoben haben. Es ist eines der Vorrechte, die Gott der Mutter seines Sohnes gegeben hat, um sie zu ehren, und um uns zu zeigen, wie er sie geehrt haben will. **Leo Wolpart**

„Und die Seele neigte sich und betete und schwebte dahin, wo Maria unter Sternen saß neben ihrem heiligen Sohne. Und sie trat vor die Mutter Gottes und klagte ihr Leid.

Maria sprach: „Weißt du das nicht, daß auch die Liebe des Menschen dreifältig geschaffen ist: erst zu sich selbst, dann zu den Menschen, dann zu Gott? Die aber zu Gott ist die späteste."

„Wann aber kommt die Liebe zur Mutter?" rief die Seele auf. „Wann endlich? Wann?" „Frage das meinen Sohn", antwortete Maria. Da verhüllte Jesus sein Haupt und weinte. „Warum weinst du, mein Herr?" fragte die Seele erschrocken.

Da sah Jesus sie an und sprach: „Weißt du das nicht, daß ich meiner Mutter vergaß, als ich auf Erden lebte?"

„Aber du hast uns doch die Liebe gelehrt", entgegnete die Seele.

„Nur eine nicht: die des Kindes zur Mutter. Ich glaubte, die wäre ohne mich in der Welt, wie die Liebe der Mutter zum Kinde."

„Aber sie ist es nicht!" schrie die Mutter. „Sie ist verteilt im Dreifältigen", sagte Jesus. „Wer sie sucht, wird sie finden."

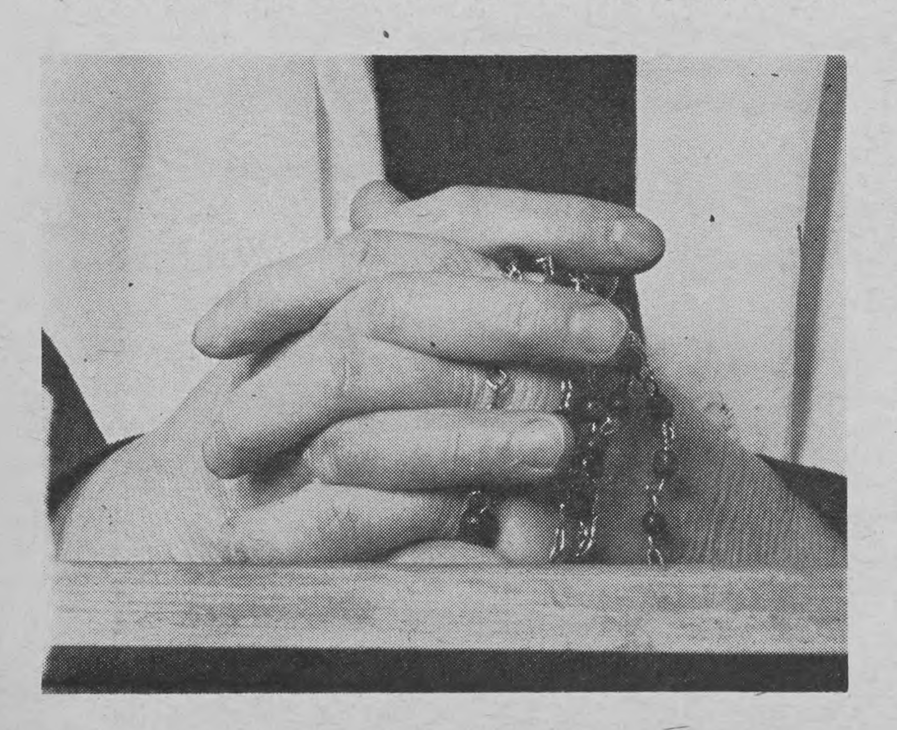
„Ich suche sie so lange und finde sie nicht." „Einmal aber kommt sie hervor, wie dort der Stern – siehst du ihn? – dann bleibt sie ewig wie er." „Wann wird sie da sein?" drängte die Seele. „Im Abschied", sagte da die Mutter Gottes, sah ihren Sohn an und senkte das Haupt.

* * *

Die Kinder waren unterdessen schon längst nicht Kinder mehr. Sie lebten das Leben der Menschen, das nicht anders verläuft wie das der Natur und nur darum unglücklicher scheint, weil es nicht sinnfällig in Jahreszeiten eingeteilt ist, sondern Frühling mitten im Winter und mitten im Sommer Herbst haben kann. Sie suchten wie alle die Liebe, fanden und verloren sie; sie sparten sich auf für eine Tat, versäumten sie und vergeudeten sich an eine Nichtigkeit; sie bauten auf, zerstörten wieder und bauten von neuem auf; sie litten und hofften; sie fanden sich ab und hofften nicht mehr; sie brachen zusammen, erhoben sich plötzlich und stürzten wieder; und über dem allen ging ihre Jugend dahin.

Die drei Geschwister hingen aneinander, aber da sie keusch waren, zeigten sie einander ihre Liebe kaum. Nur an den Geburtstagen küßten sie einander. Diese Tage waren das einzige, was sie sich aus der Kindheit unversehrt bewahrt hatten. Sie versäumten nie, den schönen Vorabend gemeinsam zu verbringen.

Als der Älteste seinen dreißigsten Geburtstag hatte, fühlte er, daß auch dieser Tag, wie alles in seinem Leben anders geworden war. „Freut mich denn auch dieses nicht mehr?" fragt er sich, und wenn er genau in sein Herz hineinhorchte, hörte er das Ja nicht, das er mit dem Munde sprach. Nein, auch das ist vorbei, dachte er schmerzlich. Meine Geschwister werden kommen und werden mich beschenken wie zum Schluß und es heißt, Abschied nehmen." Er ging aus dem Hause, um in Ruhe denken zu können. Wie er nun so durch die Straßen eilte, sah er plötzlich, wie an dem tiefblauen Frühabendhimmel ein Stern aufging. Ein Gruß vom Himmel her, dachte er und lächelte bitter. Wer sollte mich wohl vom Himmel grüßen? Auf einmal blieb er stehen, als ob ihn etwas im Herzen getroffen hätte. „Meine tote Mutter", sagte er. Es war ihm, als wären in seinem Geiste Lichter angezündet. In seinem ganzen Wesen erschüttert, sah er zu dem Stern empor. „Sie ist's! Sie ist's!" sagte er sich. Er weinte nicht, er war so wunderbar ruhig und fest in sich wie nie. „Dreißig-



mal mußte ich diesen Tag erleben", sprach er zu sich, „ehe ich ihrer gedachte, ihrer, ohne die ich ihn nie erlebt hätte! Wo war ich all die Jahre über mit meinen Gedanken? überall, nur nicht bei ihr. Wo war ich denn also?" – „In der Jugend", hörte er eine Stimme in seiner Seele sagen. – „Ja, in der Jugend, das heißt: blind und taub und gefühllos. Aber nun fange ich an zu sehen, zu hören, zu fühlen – und wieder hast du mich geboren, Mutter!"

Er wußte wohin er ging. Der Friedhof lag ganz verlassen in dem grauen Herbstabend. Als er seine Blumen auf den Hügel legen wollte, gewahrte er da eine kniende Gestalt. Sie fuhr erschreckt auf, da erkannte er seine Schwester. „Mußtest du auch kommen?" sagte sie. Mich hat es heute hergezogen, ich weiß nicht warum."

Ich weiß schon, warum", sagte der Bruder. „Und ich will es dir sagen, wenn wir zu Hause sind, und auch unser Bruder soll es hören."

„Ich fühle von heute an wird vieles anders", sagte die Schwester. Sie hängte sich fröstelnd an den Arm ihres Bruders und schaute zu den Sternen hinauf, die immer zahlreicher durch die kahlen Äste funkelten.

„Wenn das Herz stiller wird, wird die Welt weiter; wenn das Herz stillsteht, fängt die Ewigkeit an", sagte der Bruder und empfand tief, wie sein ganzes Wesen erstarkte. Das Mädchen antwortete nichts, und sie gingen, eng aneinandergeschmiegt, von dem Grabe, aus dem Garten, in die Stadt zurück. „Hast du die Seele der Mutter gesehen?" fragte die dicke Taube den uralten Specht, der in seinem Neste lag und krank war.

„Steck deinen Schnabel nicht in fremdes Holz", murrte der Specht. Er war bitterböse, weil er nicht mehr hacken durfte, das hatte ihm seine Arzt, der Rabe, streng verboten. „Höret doch – sagte die Nachtigall. „Ist das nicht Gesang?"

Hoch her, vom Himmel, kam der glückselige Gesang einer Frauenstimme. Wenn sie aussetzte in ihrem Jubel, fielen Engelchöre ein und trugen hochheilige Stimmen bis an die Wipfel der Bäume herab.

„Sie ist es, die singt!" jauchzte die Nachtigall und stimmte ein, obwohl es doch garnicht Frühling war.

„Ist das nicht die arme Mutter?" wagte die Wachtel zu sprechen. „Da möchte ich auch ein bißchen mitsingen." Ein Glück, daß der Kuckuck nicht da ist", sagte die Taube. „Er hätte uns die Stimmung ganz verleidet."

Der alte Specht wollte rasch etwas Böses erwidern – aber alle Vögel sangen jetzt vereint, und während immer mehr Sterne aufgingen, erschollen die himmlischen Stimmen klar und feierlich durch die schöne Nacht.

An den heiligen Joseph

Mich fror......
Ein weinend Kind mit bloßen Füßen
Und fadenscheinig dünnem Röckchen,
So irr't ich suchend durch die öden Gassen.
Des Winters rauher Atem blies mich an.
Die letzte Blüte war vom Wind verweht.
Mich schüttelte der Frost. —

Doch leise kamest du und legtest leise
Den Arm um meine Schulter.
In bangem Zagen schaute ich empor
Und sah der Güte heilig-mildes Feuer
Aus deinen Augen auf mich niederscheinen....
Da war ich froh — und mußte weinen, weinen.
Weh schluchzte noch mein junges Herz,
Noch zuckte stummverwirrt mein Mund —
Da nahmst du lieberfüllt die kleine, kalte Hand
Und hieltst sie fest in deiner großen, warmen.
Und deiner Vaterliebe treue Flammen
Tauten langsam meine Seele auf.

Ich schmiegte mich in deiner Kraft
Und ruhte aus — geborgen, heimatstill. —

Du bist mein Vater!
Nun wird alles gut. —

Maria Wiederholt

Leicht an Leib und schwer an Seele

vom Schriftleiter



Wenn wir unsern Eaton's oder Simpson's Katalog aufmachen, und uns dort die Bilder betrachten, merken wir gar bald, daß die dort abgebildeten Kleider und Anzüge nur für schöne schlanke Menschen geschneidert sind. Für die städtischen Leute, wie man sagt, doch nicht für alle. Denn fährt man von der Farm in die Stadt, dann sieht man es mit eigenen Augen, wie auch dort sehr viele Menschen genau so weite Hosen und genau so breite Röcke brauchen wie unser ehrsamer Farmer und seine ihm angetraute Mutter.

Hier in Canada können wir essen, wann immer es uns paßt. Kaiser und Könige vergangener Jahrhunderte würden vor Staunen die Hände über dem Kopf zusammen schlagen, wenn sie die Leckerbissen sähen, die wir heute in jedem Geschäft des kleinsten Farmerstädtchens kaufen können. So etwas hatten sie nicht gekannt.

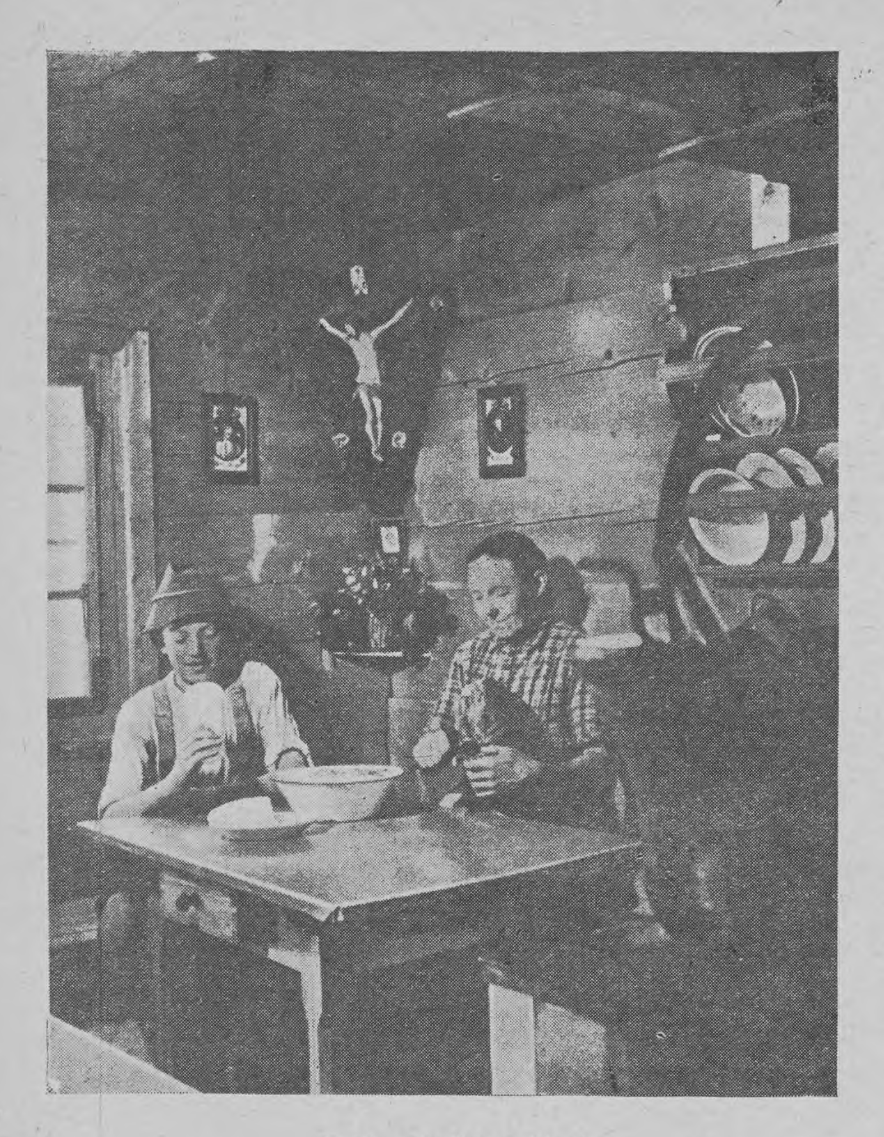
Unsere große Eßfreiheit und der verwöhnte Gaumen haben den fettleibigen Menschen geschaffen. Es gibt fast genau so viele fette Menschen wie magere. Das ist ja auch verständlich. Auf der Farm ist alles da: Schweinefleisch, Rindfleisch, Gallerei, Eier, Butter, feinster Speck und Huhn und Hamburger. Damit wir aber nicht „einseitig" essen, wie die besorgte Welt sagt, und so unserer Gesundheit schaden, ratet man uns noch durch Zeitung und Radio an, dieses und jenes zu kaufen und ja nicht zu essen vergessen, da es das Leben verlängert und viel zum leiblichen Trost und Wohl beiträgt. So kaufen wir denn noch tüchtig in der Stadt ein, denn so haben es die modernen Doktoren endeckt, daß der Mensch viel von diesen und von jenen Stoffen braucht, die nur in diesem „Cake" und in jenem „juice" enthalten sind.

Inzwischen werden wir immer fetter, und zu unserem größten Ärger kommen nun die Kleidergeschäfte und erzählen uns, daß der gutgekleidete Mensch schmal in den Hüften sein müsse. Wir sind aber nicht mehr schmal in den Hüften. Den Vater sorgt das zwar nicht sehr, obwohl auch er seinen Kummer hat, wenn er sich einen Anzug kommen läßt und allemal feststellen muß, daß die Frauen die Hose und Weste breiter machen müssen und die Jacke nie zugeknöpft werden kann. Mit den Frauen ist es schon etwas anders. Jung oder alt, die Mutter ärgert sich doch über die neuen Kleider – die sie so gerne tragen möchte und nicht tragen kann, weil sie einfach nicht mehr um die Hüften zu spannen sind.



Wo Vater und Mutter jedoch keinen Rat mehr wissen, da ist die kluge Welt wieder da. Ein Millionengeschäft macht sie mit ihrem Verkauf von „Entfettungsmitteln", denn abnehmen, oder „reducen", wie man bei uns sagt, möchten gar viele. Auch auf unseren Farmen. Darüber könnten unsere Landärzte so manches Stück erzählen!

Viele unserer Frauen und Männer möchten gut und viel essen, und zugleicher Zeit schön schlank bleiben. Und das geht nicht. Andere sind schlauer. Sie haben ihre „Diät". Diät ist dasselbe wie weniger essen – ist aber nicht dasselbe wie unser christliches Fasten. Bei der Diät handelt es sich ja nur um die Schönheit oder um das Leichterwerden des Leibes, während das christliche Fasten auf ein Schwerwerden der Seele abzielt. Diät kann den Leib leichter machen – die Seele aber auch. Das Fasten der Christen dagegen macht ge-



Unser tägliches Brot

sund an Leib und an der Seele.

Viele fette Menschen erzählen uns, wie gerne sie abnehmen möchten, der Doktor habe jedoch gesagt, daß die Drüsen, die „glands", wie unsere Leute so fachmännisch sagen, nicht richtig schaffen. Das Wort ist schon recht, die Wahrheit ist jedoch nicht weit her. Unsere moderne Medizin hat festgestellt, daß der größte Teil fetter Menschen ihre Leibesspanne nicht diesen „glands", sondern ganz einfach ihrer übermäßigen Esserei in den Schuh zu schieben habe. Sie zwingen weit mehr Nahrungsmittel in ihren Leib hinein als dieser verarbeiten kann.

Fettleibigkeit hatt gar viele Übel im Gefolge. Da ist zu allererst die Maßlosigkeit, eine der sieben Hauptsünden – die heute fast garnicht mehr als Sünde betrachtet wird. Satan ist mit seiner Menschenerziehung noch nicht fertig. Er ist schlau. Er kommt nicht mit allem auf einmal. Vorläufig hat er uns so weit, daß wir zwar noch Reu und Leid erwecken, bevor wir beichten, daß wir uns betrunken haben, daß wir aber überhaupt keine Reu und kein Leid mehr empfinden und keine Notwendigkeit zu beichten, wenn wir übers Maß gegessen haben. Reu und Leid kommen höchstens nur dann, wenn es auf einmal nicht mehr geht und wir zum Doktor müssen um ihm zu sagen, daß es arg schlimm mit uns ist, weil seit der letzten „party" das „digesten" nicht mehr schafft. Und Satan freut sich. Eine der sieben Hauptsünden hat er aus unserem guten, alten Katechismus gestrichen. Die nächste wird schon folgen.

Fettleibigkeit verkürzt ganz gewiß das Leben. Die moderne Wissenschaft sagt, jedes Pfund Übergewicht gäbe uns ein Prozent Aussicht auf ein früheres Sterben. Wer also zwanzig unotwendige Pfund schleppt, hat zwanzig Prozent Aussicht, das ehrwürdige Alter stiller Geruhsamkeit nicht zu erreichen. Und wer fünfzig Pfund Übergewicht hat, hat auch fünfzig Prozent Aussicht auf ein frühzeitiges Sterben. Aus diesem Grunde geben sich auch die Agenten der Lebensversicherungen nicht gern mit beleibten Leuten ab. Fette Menschen sind ihnen schlechte Kundschaft. Sie sterben zu früh, bringen dem Geschäft also wenig ein. Darum suchen sie solche Menschen zu meiden, während sie alle Kniffe und Schliche anwenden, den schlanker Gebauten ihre Versicherung aufzudrängen.

Die Hauptgründe des Fettwerdens liegen ganz im vielen Essen. Das Essen zwischen den Mahlzeiten ist uns zur gefährlichen Gewohnheit geworden. Wenn es noch wenigstens das ehrsame Stück Brot wäre, das wir da zu uns nehmen. Da gibt es aber Menschen, die immer Scho-

kolade oder andere Süßigkeiten knabbern müssen. Ice cream **muß** gegessen werden, wenn man in der Stadt ist. Auf der Farm ißt man es bei parties nach tüchtigstem Mittagsmahl mit Suppenlöffeln. Ice cream ist ja kein „Essen“, es ist nur ice cream, sagt man, genau so wie unser Gebäck, der „pie“, nicht als Nahrungsmittel, sondern nur als „Nachspeise“ betrachtet wird, wo man schon rufen kann: Her mal noch den pie! Und das, nachdem man das „richtige“ Essen, die Kartoffeln, das Fleisch, die Wurst und die Gallerei haufenweise in sich hineingeschoben hat!

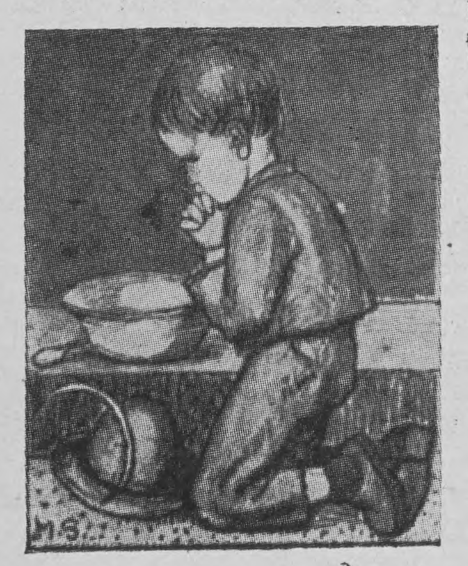
Man hat uns vor unserer Geburt nicht gefragt, welcher Farbe unsere Augen und unser Haar sein soll, oder wie lang wir wachsen möchten. Alles das wurde uns von der Natur einfach mit auf den Lebensweg gegeben. Das Wachstum der Länge nach geht schon mehr oder weniger nach dem Plane unseres weisen Gottes. Das Wachstum in die Weite und Breite jedoch ist nicht vom lieben Herrgott geplant. Ganz gewiß nicht. Da sind wir selbst die Schöpfer, die schwitzend und schnaufend kauend, aufbauen, was garnicht da sein sollte.

Dieses Wachsen in die Weite und Breite stellt sich gewöhnlich nur bei Erwachsenen ein. Mit dem Alter wächst halt sehr oft auch die Ungezahmtheit des Appetits. Wir sind das Essen gewohn. Ob wir nun Arbeit haben, die uns viel Bewegung bringt, oder ob wir ein mehr oder weniger sitzendes Leben führen: Wir essen immer mit derselben wachsenden Freude und mit derselben wachsenden Hingabe. Wir sollten doch verstehen, daß, wenn wir nun einmal bei unserer Arbeit viel sitzen müssen, oder daß während der langen Winterruhe, die den Farmer im Hause hält, auch dann, wenn wir bereits im Alterstuhl sitzen, der Körper viel weniger Nahrung braucht, ja verbrauchen kann, als bei schwerer Arbeit, die viel Bewegung fordert.

„Aber, ich habe ja doch einen so guten Appetit, und man will doch wenigstens das bißchen vom Leben haben“, sagt so mancher.

Appetit und Hunger sind zwei verschiedene Dinge. Christengeist hat immer vom Maßhalten gesprochen, und der Christengeist ist sehr weise, wenn auch die Leute über ihn während der Fastenzeit schimpfen! Eigenartig, verschreibt der Arzt das Maßhalten im Essen, dann kann man nicht genug, und auch nie mit genügend Wichtigtuerei, darüber reden. Man „hat“ etwas, und wenn man etwas „hat“, wird man eben stolz. Kommt es jedoch ans Geben, dann sieht die Sache anders aus. Spricht die Kirche vom Geben, vom „Aufgeben“ der Eßlust während der Fastenzeit, und zwar der Gesundheit der Seele wegen, o Herr!, wird dann geklagt!

Leicht an Leib und schwer an Seele soll der Christ sein. Lebt er richtig, dann bleibt ihm sehr oft der Ärger erspart, sich über die Kleidermacher zu ärgern, über Atemnot zu klagen, über die Jugend zu schimpfen, die nicht mehr helfen will, den gar nicht mehr erreichbaren Schuh am Fuß zuzuschnüren, dann braucht man weniger den Arzt, und schon garnicht die Beicht, um sich der Vielesserei anzuklagen. Und leben würde man auch etwas länger und viel bequemer. Selbst in die ganz modernen, ganz kleinen Autos könnte man dann leicht hinein – besonders aber in den Himmel!



* * *

Den Mann ziert nichts mehr als Offenheit, Geradheit und Selbständigkeit. Ein Mann, ein Wort. Wer jedem nach dem Munde spricht, immer erst wittert, woher der Wind weht, und dann den Mantel nach dem Winde dreht, ist eine erbärmliche Kreatur und verfällt in Verachtung. Der Denkende weiß, daß er keine Achtung verdient, der Ungebildete fühlt es. Ein Mann, der dagegen den Mut der Überzeugung hat, erzwingt sich Achtung selbst bei seinen Feinden.

* * *

Wenn du ein Stern sein willst, so mußt du den Ungerechten deshalb nicht weniger leuchten.

Kirchenjahr und Bauernjahr

Bauernarbeit ist gottverbundene Arbeit. Das Bauernleben ist aufs engste verwachsen mit der von Gott stammenden Scholle, und als **Lehen Gottes** bearbeitet er die geweihte Erde. Der Bauer wird zum ausführenden Werkzeug in der Schöpferhand Gottes, wird zum Mittler zwischen Himmel und Erde, zwischen Mensch und Gott. In dessen Namen legt er im Frühjahr und Herbst das Saatkorn in die Erde und spricht das große „Stirb und Werde." Auf des Bauern Geheiß weckt der Schöpfer alljährlich tausendfaches Leben und läßt ihn damit Anteil haben an der Erfüllung der von Millionen täglich ausgerufenen Vaterunserbitte, „Unser tägliches Brot gib uns heute!" Diese Erkenntnis erfüllte unsere Vorfahren einst mit heiligem Stolze und ließ den Ackerbau zur heiligen Handlung werden. Auch heute ist sich der Bauer bewußt, daß der Erfolg seiner Arbeit, der Ertrag seiner Felder letzten Endes immer auf die Gunst des Herrgotts gestellt ist. Er braucht ihn und seine Hilfe mehr als jeder andere Stand. Darum haben auch unsere Vorfahren ihre Arbeit, ja ihr ganzes Leben auf dies starke Fundament „Gott" aufgebaut. Ihre Tätigkeit war Gottesdienst. Das Bauernjahr stand (und steht für viele heut noch) in engster Beziehung zum Kirchenjahr.

Freilich spielt bei all den religiösen Äußerungen im Bauernleben das Nützlichkeitsprinzip oft auch eine Rolle. Das religiöse Leben ist dem Bauern mitunter zugleich eine Art Rückversicherungsvertrag. Er sagt: „Ich gehe in die Kirche, bete und halte die Gebote. Du aber, Herrgott, gibst mir gutes Wetter, verleihst mir Glück und segnest mich und meine Arbeit." Immerhin aber liegt der Drang zum Religiösen dem echten Bauern im Blute und entspringt dem Urbewußtsein seines göttlichen Auftrages und lebt in ihm weiter als ein Erbgut von Urzeiten her.

Hat der Bauer das Feld besorgt, dann hat er seine Arbeit verrichtet und seine Pflicht getan und wird sie auch weiter tun; ein anderer aber muß jetzt das Gedeihen geben. Mancher sorgende Blick steigt da zum Himmel. Manche bange Frage wird im Herzen groß. „Wird alles mit Gottes Segen und Hilfe zu einem guten Ende kommen?" Vom 3. Mai bis zum 14. September wird deshalb täglich der Wettersegen erteilt. Jede Woche ist eine besondere Wettermesse, von deren Besuch einst nur strenge Arbeit entschuldigte.

Der verderblichste Feind des Bauern ist der **Hagel**. Wie oft hat er schon in wenigen Minuten die Arbeit eines ganzen Jahres vernichtet und ihn vor ein Nichts gestellt. Trotz der Hagelversicherung ist es dem Bauern hundertmal lieber, wenn er den Segen der Arbeit unbeschadet einführen kann. Unsere Alten haben neben den heilskräftigen Gebeten der Kirche, den Betstunden und Andachten, besondere **„Hagelfeiertage"** eingeführt. So galt der Mittwoch nach Ostern in Schörzingen auf Grund eines alten Gelübdes als gebotener Feiertag mit Gottesdienst und Betstunde zur Abwendung des verderblichen Hagelschlages. Der zweite Hagelfeiertag war auf den Tag nach der Himmelfahrt gelegt. Dabei fand ein Prozessionsritt zur Muttergottes nach Hausen ob Rottweil statt.

Ein besonderer Brauch ist das Wetterläuten, das sich bei uns bis heute erhalten hat. Eine Glocke ist von der Kirche eigens als Wetterglocke geweiht. Zieht ein Gewitter unheilverkündend heran, so mahnt sie zum Gebet und ihre flehenden Klänge mischen sich in die Gebete der vor dem Herrgottswinkel versammelten Bauernfamilie, wo die Wetterkerzen brennen. Der Schall der Glocke durchschwingt zitternd die Luft und soll das Gewitter zerreißen, vor allem aber dem verderblichen Hagelschlage wehren. Wohl hat sich hier die Kirche altgermanisches Glaubensgut zu eigen gemacht. Im Gewitter sahen unsere germanischen Vorfahren das Treiben der bösen Geister. Schellengeläute und lautes Geklapper aber hatten nach ihrem Glauben zauberabwehrende Kraft. Auch nachdem der germanische Bauer Christ geworden war, wollte er diesen Brauch nicht missen. Die Kirche kam ihm entgegen und hat die alte Sitte in christliche Form gegossen.

Weitgehende Bedeutung kommt in den katholischen Gemeinden auch den **Bittgängen** zu, die sich früher übers ganze Land verteilten und oft gar zahlreich waren. Heute allerdings sind sie beschränkt auf den Markustag und die Bittwoche. Offen will

da der Bauer seinen Glauben bekennen. Entsprechend der Verheißung des Herrn, „Bittet und ihr werdet empfangen", sendet er dabei seine Gebete zum Himmel um den Segen für seine Mühe und Arbeit.

Nebenbei fühlte sich einst auch jeder einzelne Bauer, wohl noch in altem Erberinnern, als Priester seines eigenen Herdes und Besitzes. So zogen noch unsere Groß- und Urgroßeltern an Ostern hinaus, um die Wintersaaten mit dem **Ostertaufwasser** zu besprengen und zu segnen. Mit der Pfingsttaufe wurden dann die Sommerfrüchte gesegnet.

Ein sinniger und alter Brauch war auch das feierliche Einholen des ersten Garbenwagens. Unter dem Segen der Kirche wurde der erste Garbenwagen gar reich geschmückt ins Dorf geleitet. Besonders feierlich gestaltete sich das Einholen jeweils nach Hungerjahren, deren Zahl in den vergangenen Jahrhunderten nicht gerade gering ist. Nach dem schrecklichen Hungerjahr 1816-17 lesen wir in der Schörzinger Pfarrchronik: „Der erste Garbenwagen wurde mit Kreuz und Fahnen von festlich gekleideten Mädchen und Knaben unter Trompetenschall und Glockengeläute und was eben die herrschende Not noch an Feierlichkeiten erheben konnte, auf dem Felde abgeholt, unter allgemeinen Freudentränen und Geschrei des Volkes ins Dorf geführt. Hierauf wurde ein feierliches „Herrgott Dich loben wir" angestimmt, d.h., soweit es die Leute noch vor Schluchzen und Weinen konnten." — Weiter berichtet der Chronist: „Ich war damals Pfarrkaplan in Harthausen und holte den ersten Garbenwagen auf dem Felde ab. Alles strömte herbei, streckte seine Hände nach dieser Gottesgabe und küßte den geladenen Wagen. Am Eingang des Dorfes blieb derselbe stehen. Ich stieg auf einen Steinrasen und hielt eine Ansprache, so gut es bei dem allgemeinen, lauttönenden Weinen sein konnte; denn auch mir zersprang das Herz im Leibe."

Rühren solche Berichte nicht an unser Inneres? Gerade der Bauer weiß am besten, wo das Brot herkommt und darum achtet er es auch. Niemals wird in einer religiösen Bauernfamilie das Tischgebet, die Bitte und der Dank fürs tägliche Brot, unterlassen werden, selbst nicht in der strengen Erntezeit.

Ist dann die Ernte glücklich beendet und sind die Felder geleert, so faßt der Bauer seinen Dank noch einmal zusammen. Das **Erntedankfest** ist gleichsam der Zahltag, an dem er die Rechnung mit dem Herrgott zu begleichen sucht. Ein Sommer, angefüllt von hoffender Sorge, voll Mühe und Schweiß, aber auch aufopferndem Fleiß liegt hinter ihm. Der Herrgott hat geholfen, die Scheunen sind gefüllt vom Segen. Der Bauer hat wieder zu leben und mit ihm die Millionen anderer Volksgenossen. Sollte er da nicht noch einmal einen Aufblick tun zu mSpender aller Gaben? Die schönsten Früchte aus Garten und Feld trägt er zur Kirche und legt sie als Opfergabe am Altare nieder.

Noch zur Zeit der Dreifelderwirtschaft hing das Wohl und Wehe des bäuerlichen Viehbestandes in erster Linie von einem guten und geordneten Weidebetrieb ab. Der Weidegang war darum eine gar bedeutungsvolle Angelegenheit im Bauerndorfe. Sowohl die Hirtenwahl, als auch die Eröffnung und der Beschluß des Weidebetriebes waren in Schörzingen Tage, an denen die ganze Gemeinde Anteil nahm. Der Austrieb, der in der ersten Maihälfte stattfand, wurde eröffnet durch einen feierlichen Gottesdienst, an dem alles teilnehmen mußte. Mit feierlichem Gottesdienste und besonderem Gebete wurde die Weide im Spätherbst dann wieder beschlossen und im Anschluß daran der sogenannte Hirtentrunk abgehalten, eine Zehrung, wobei alle „Bürger" des Dorfes zur Teilnahme berechtigt waren. Eine Notiz im Schörzinger Gemeinderatsprotokoll von 1821 besagt. „Der Schultheiß richtete an die versammelte Gemeinde die Anfrage, ob in diesem Jahre auch wieder der Hirtentrunk abgehalten werden solle. Einhellig erging der Beschluß, ihn zu halten, wie die Urvoreltern schon vor unerdenklichen Jahren angeordnet, weil (sonst) das Gebet, welches hierbei verrichtet werden muß,

* * *

Ein Stündlein nur

**Und wär's ein Stündlein nur am Tag,
Wie Amboßruh nach Hammerschlag,
Wie Rädersteh'n am Mühlenstein:
Einmal muß stille in dir sein!
Einmal kehr ich bei dir selber ein
Aus Alltagshast und Werktagslast
Zu einsam stiller Seelenrast,
Einmal sei bei dir selber Gast,
Der treuesten Zuflucht, die du hast,
Sonst macht die Knochenmühl dich taub,
Erstickt dein „Ich" im Erdenstaub!**

Ullenberg

gänzlich vergessen und aufhören würde, was dem Orte auf andere Weise nachteilig sein könnte. Unsere Vorfahren haben solches nicht ohne Ursache angeordnet."

Grassierten **Viehseuchen** im Lande und leerten die Ställe, so nahm der Bauer seine Zuflucht wiederum zum Herrgott. In einem Gemeindeprotokoll, in das der Vogt Josef Hafen vor etwa 200 Jahren auch „allerhand Erlittenheiten den Nachfahren zur Kenntnis" eintrug, finden wir folgende Notiz aus dem Jahre 1748: „Wegen der in allen Orten einreißenden Viehseuche wird beschlossen, künftig am Mittwoch und Freitag einen Bettag zu halten. Ferner wird ein Kreuzgang auf dem Palmbühl gehalten. Ein Opfer wird veranstaltet und auf das Stück Vieh 2 Kreuzer umgelegt (ergab 16 Gulden 12 Kreuzer). Künftig sollen auch die alten Gelübde wieder besser gehalten werden: den englischen Gruß kniend beten, vom Schwören und Fluchen abstehen."

Als besonderen Schutzheiligen gegen Viehseuchen verehrte man den hl. **Wendelinus**. Der Wendelinustag (20. Oktober) wurde mit einer Betstunde gegen Tierseuchen begangen. In der Schörzinger Kirche stand ein eigener Wendelinusaltar, der 1905 wegen Platzmangel nach Hausen a. Thann verkauft wurde. Es ist anzunehmen, daß dieser Altar von irgendeinem Gemeindebürger oder gar von der Gemeinde selbst gestiftet wurde, vielleicht in Erfüllung eines getanen Gelübdes.

Ein leiser Unterton aus altgermanischer Vorstellungswelt spricht mit, wenn noch da und dort die am Palmsonntag geweihten Palmen oder Palmzweige über der Stalltüre oder im Stall selbst angenagelt werden, wenn am oberen Querbalken der Stalltüre mit geweihter Kreide drei Kreuze oder statt dessen die Anfangsbuchstaben der heiligen Dreikönige angeschrieben werden, oder wenn in einer Nische über der Stalltüre eine Statue, auch das Bild des hl. Wendelinus aufgestellt wird. Immer verfolgte der Bauer damit den Zweck, dem Stalle jegliches Unglück ferne zu halten, sieht also gewissermaßen darin Abwehrmittel gegen den Einfluß des „Bösen". A. Schelke.

Letztjährige Einwanderung die höchste seit 1913

In den ersten 11 Monaten des Jahres 1951 wurden 174,715 Einwanderer in Canada aufgenommen, mehr als in jedem andern Jahr seit 1913 (frühere Schätzungen seitens der Regierung lauteten auf 150,000 für das volle Jahr).

Einwanderer kamen von allen Weltteilen, doch die größte Zunahme – 331 Prozent – wurde aus dem Norden Europas verzeichnet.

Verglichen mit der Totalziffer von 66,851 Einwanderern während 11 Monaten im Jahre 1950, beläuft sich der Zuwachs für 1951 auf 161 Prozent.

Vom Vereinigten Königreich kamen 28,929 (1950 – 12,374); von den Vereinigten Staaten 7,339 (7,252); von Nord-Europa 65,182 (15,123); von andern Ländern 73,265 (32,102).

1951 ist das erste Jahr seit 1928, daß die 160,000 Grenze überschritten worden ist. In jenem Jahre wurden 167,000 Einwanderer aufgenommen. Die Höchstzahl wurde 1913 erreicht, als 400,000 Neu-Canadier hier ankamen.

Früher feindliche Länder und Länder hinter dem eisernen Vorhang stellten letztes Jahr auch eine ansehnliche Zahl: Deutschland 27,844, verglichen mit 4,900 in den 11 Monaten von 1950; Italien 21,312, verglichen mit 8,258.

Die amtlichen Berichte zeigen, daß der größte Zustrom von Einwanderern im Monat Oktober – mit einem Total von 22,588 – und November – mit 22,242, stattfand. Die vorangehende Höchstzahl von 20,000 war im Monat Mai.

* * *

Wort halten müssen auch Kinder. Es muß ihnen in Fleisch und Blut übergehen, nur das zu versprechen, was sie auch halten können; sie müssen begreifen lernen, daß ein gegebenes Wort heilig ist. Ein leichtfertiges Versprechen ist sehr oft der Grund zu einem gebrochenen Wort. Eltern und Erzieher müssen natürlich mit gutem Beispiel vorangehen. Sie sollen halten, was sie Kindern versprechen, selbst wenn es sich um Kleinigkeiten handelt.

Die Austreibung geht weiter

Zehntausend Banater Familien wandern ostwaerts

aus „Christ Unterwegs“ 1951

Die Angehörigen in Deutschland sind ratlos. Sie haben in ungezählten schlaflosen Stunden um ihre Eltern, Geschwister und Verwandten in der alten Heimat gebangt und gewarnt und versuchten mit Hilfe einer erstarrten Bürokratie zwei feindliche Welten zu durchbrechen. Nur wenigen ist es gelungen, im Sinne der Familienzusammenführung durch den Eisernen Vorhang unter Preisgabe ihrer letzten Habseligkeiten ihre Freiheit in den Europäischen Westen zu retten. Anfangs Juli erreichten wir die ersten Nachrichten über die Vorgänge im Banat. Aus früheren Berichten war uns bekannt, daß seit 1950 die katholischen Priester deutscher Volkszugehörigkeit nach vorangegangenen Zeitungshetzen und Diskriminierungen ohne Gerichtsverfahren aus ihren Pfarreien strafweise verschleppt wurden. Die letzte Verhaftungswelle ging im März dieses Jahres über unsere Gemeinden. Zuverläßigen Nachrichten zufolge wurden die verschleppten Priester zusammen mit dem achtzigjährigen Bischof der Tschanad-Temeschwarer Diözese, Augustin Pacha, zur Zwangsarbeit an den neuen Donau-Schwarzmeer-Kanal eingesetzt. Dort soll sich auch die Priorin der St. Lioba-Schwestern, Dr. Hildegardis Wulff, befinden. Seit Mitte Juni werden nun laufend aus allen ehemaligen deutschen Dörfern die restlichen schwäbischen Familien in größeren Sammeltransporten zusammengefaßt und mit der Eisenbahn in die Gegend von Bukarest, Konstanza und Braila gefahren. Die Nachrichten aus den einzelnen Dörfern oder sogar schon aus der Gegend des vorläufigen Reiseziels sind unübersichtlich, im ersten Tumult geschrieben, und vermitteln nur Schlaglichter auf das große Unglück, das unsere Menschen und unsere Heimat neuerdings betraf. In manchen Postkarten steht die Zahl der verschleppten Familien, so daß man sich von dem Ausmaß der geplanten „Umsiedlung“ ein Bild machen kann. Es wurden nach bisher vorliegenden Briefen und Berichten, unmittelbar vor der Ernte, Deutsche aus folgenden Gemeinden abtransportiert: aus Hatzfeld 360 Familien, Billed 140„ Data 100, Perjamosch 200, Warjasch 89, Tschanad 100, Guttenbrunn 30, Klein-Jetsch 30 Familien; ferner wurden Transporte bekannt aus Marienfeld, Lowrin, Komlosch, Ostern, Alexanderhausen, Temeschwar, Stamora, Morawitza, Neupetsch. Aus Serbisch-Sankt-Martin und Diniasch wurden alle Serben, die noch nicht über die Grenze in den serbischen Teil des Banats geflohen oder ausgewiesen waren, ebenfalls abtransportiert. Der Sender Belgrad berichtete wiederholt über die

* * *

Die Schmerzensmutter

Perlen und Geschmeide weihte dir die Welt.
Aber die Perlen deiner Krone hat Gott gezählt,
Es sind Tränen, die du weintest um den Sohn.
Viel gold'ne Gewänder haben die Reichen dir gebracht.
Von Edelsteinen umflammte dich Königspracht,
Aber die stille Demut nur war dein Gewand.
Tausende haben im Maien deinen Altar geschmückt,
Alle Blumen der Erde wurden für dich gepflückt,
Du aber liebtest nur der Lilie keusches Weiß.
Tausend Kerzen schienen und flammten um dein Bild.
Tausend Hände erhoben deiner Tugend Schild.
Du aber standest in Schmerzen und Einsamkeit.

* * *

Vorgänge im rumänischen Teil des Banats. Es soll unter den Serben zu Unruhen und zu heftigem Wiederstand gegen die Miliz gekommen sein. Aus Kleinbetschkerek wird berichtet, daß man neben zahlreichen deutschen Familien 100 Kolonisten, 40 serbische und 12 einheimisch-rumänische Familien evakuierte. In Stamora hat die Bevölkerung auf die zur Evakuierung angetretene Miliz geschossen. Viele flohen dann über die Grenze und wurden in einem Tito-Lager aufgenommen. Die restliche Bevölkerung wurde (laut Sender Belgrad) an Ort und Stelle liquidiert.

Über den Hergang der Austreibung entnehmen wir einem Brief aus Neupetsch folgende aufschlußreiche Stelle: „Am 17. Juni hat es im Dorf getrommelt, niemand darf den Ort verlassen, da ein militärisches Manöver stattfinden wird. In der Nacht (zum 18. Juni) wurden wir geweckt, und es wurde uns befohlen, zu packen und auf den Bahnhof zu fahren. Es waren jedoch nicht genügend Waggons, so daß nur ein Teil um 7 Uhr abfuhr. Die andern jedoch durften nicht in ihre Häuser zurück und wurden mit Autos auf eine große Wiese neben dem Dorf gebracht, wo sie noch zwei Tage lagen und dann doch mit der Bahn fortgeschafft wurden.“ „Nun haben einige von Fetesti geschrieben, sie liegen auf freiem Feld, es wurde ihnen gesagt, sie müssen noch warten, bis die nächsten Transporte eintreffen, dann werden sie von dort mit Autos weitergeschafft, bekommen dann Holz und alles nötige Baumaterial, mit dem sie sich dann ein neues Banat bauen können.“

Einem Brief aus Wowrin entnehmen wir den Notschrei: „Wir sind nun dreimal arm: Heimatlos, obdachlos und brotlos. Helft, helft, wir gehen alle zu grunde!“

Aus Hatzfeld heißt es: „Sie durften ein Pferd, Wagen und Kuh und soviel mitnehmen, was auf den Wagen geht, vor allem Betten . . .“

Damit wird den leichtgläubigen demonstriert, in Rumänien finde aus Gründen der Sicherheit (wegen der Tito Grenze) eine „humane Umsiedlung“ statt, in Wahrheit bedeutet dies die Vernichtung der letzten Restbestände eines Bauernstammes deutscher Herkunft. Wenn der Sender Beromünster bemerkte, daß die ausgetriebenen Banater „unzuverlässige Elemente“ seien, so hätte er objektiverweise hinzufügen müssen, daß es sich um unzuverlässige Elemente im sowjetischen Sinne handle.

Wenn du im Geiste deinen Heiland in seinem Leiden vor dir siehst, dann sprich mit dem hl. Anselmus aus zerknirschtem Herzen zu ihm: „Ich war die Geißel deines Schmerzes, ich die Schuld deines Todes, ich der Stachel deiner Qual, ich der Grund deiner Verdammung. O wunderbarer Rechtsspruch, o geheimnisvolle Ordnung! Der Ungerechte sündigt, und der Gerechte wird bestraft; der Schuldige begeht das Verbrechen, und der Unschuldige büßt es; der Herr bezahlt, was der Knecht verbrochen; Gott übernimmt, was der Mensch verschuldet. Wie so gar tief hast du dich doch erniedrigt, du Sohn Gottes, wie so groß war deine Liebe, wie überschwenglich dein Mitleid! Während ich voll Hochmut war, bist du voll Demut; während ich groß tat, entäußertest du dich; während ich nicht gehorchen wollte, büßest du mit deinem Gehorsam meinen Ungehorsam. Ich schwelgte, du dientest; ich brannte vor Lust, du schmachtest vor Liebe; ich schlug aus gegen den Stachel, du fängst ihn auf. Siehe da meine Ungerechtigkeit und deine Gerechtigkeit! Herr, mein König und mein Gott, dieses alles tatest du für mich, und was tue ich für dich?“

Leo Wolpert

* * *

„Der schlimmste Aufwiegler ist die Peitsche des Unterdrückers.“

Dokumente der Nächstenliebe

„Christ Unterwegs"

Als zu Anfang vergangenen Jahres Prälat Dr. Franz Hartz, der päpstliche Beauftragte für die Seelsorge der Heimatvertriebenen, einen Aufruf erließ, in welchem er alle Heimatvertriebenen aufforderte, für die „Dokumente der Nächstenhilfe" ihre Berichte zu schreiben und von den Wohltaten zu berichten, die sie auf ihrem Leidenswege und in der neuen Heimat erfahren hatten, wollte er zwei Dinge damit bezwecken: den Glauben an das Gute im Menschen bei den Verbitterten und vom Schicksal Geschlagenen wiedererwecken und ein Denkmal errichten all den stillen Wohltätern, die mit Opfergeist und Liebe den Ausgewiesenen in den schwersten Stunden ihres Lebens beistanden.

Und es scheint, als hätten Hunderte auf diesen Aufruf gewartet. Von überall her flossen die Schreiben. Mühsam mit Bleistift gekrizelte Seiten, sorgfältig aufgesetzte und niedergeschriebene Briefe, Manuskripte in sauberer Maschienenschrift. Menschen aller Stände, Frauen und Männer, Katholiken sowohl als Andersgläubige, alle griffen sie zur Feder, um mit tiefer Dankbarkeit von den Lichtblicken in dunklen Stunden und Tagen zu berichten.

Während wir die Briefe sichten und ordnen, können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß es vielen Schreibern Bedürfnis war einmal in aller Öffentlichkeit ihren Dank abzustatten. Vielen ist der Name ihrer Wohltäter unbekannt geblieben. In einem Durchgangslager oder auf dem Wege in die neue Heimat reichten ihnen gütige Hände Liebesgaben, und es war wohl keine Gelegenheit, zu danken, denn die Geber verschwanden so überraschend schnell, wie sie gekommen waren. Caritas-Schwestern, Schwestern vom Roten Kreuz, Priester, Frauen und Männer aus dem Volke. Ihnen, den Namenlosen, gelten zahlreiche Dankschreiben.

Dann sind da Erlebnisse aus den ersten Tagen in der neuen Heimat. Es wird von Menschen erzählt, die die ersten Heimatlosen unter ihr Dach aufnahmen und Hab und Gut mit ihnen teilten.

Aber nicht nur Flüchtlinge und Vertriebene haben geschrieben. Auch Einheimische berichten, was und wieviel sie den Flüchtlingen zu verdanken haben. Sie haben das unendliche Leid mitangesehen und die Tapferkeit bewundert, mit welcher es getragen wurde. Sie haben sich an den Menschen erbaut, die, obwohl sie alles verloren hatten, mit frohem Mut und tiefer Gläubigkeit von vorne anfingen, ihr Leben zu gestalten. Sie erzählen, wie die Heimatlosen sich gegenseitig halfen und überall dort Hand anlegten, wo die Not am größten war.

Mitunter sind es auch sehr bittere Briefe, die sich unter die „Dokumente der Nächstenhilfe" verirrt haben. Es gibt Menschen, die nichts zu berichten wissen von Liebe und Güte, denn sie erfuhren nur Hartherzigkeit, Verständnislosigkeit und Abweisung. Sie wundern sich und fragen, ob es denn wirklich und wahrhaftig noch Mitmenschen gäbe, die keine Egoisten wären?

Für alle aber mögen diese Dokumente, die demnächst veröffentlicht werden sollen, ein Beweis sein, daß die Liebe nicht ausgestorben ist auf der Welt. Viel ist verschüttet worden unter den Trümmern des letzten Krieges. Unendlich viel Leid ist geschehen und ertragen worden. Aber es soll um Christi willen verziehen sein.

Den Glauben an das Gute sollen uns die Dokumente wiedergeben. Dieser Glaube ist notwendig, damit die Menschen sich gegenseitig verstehen und lieben lernen.

* * *

Wie auch in jenen Monaten der Flucht und Verteibung, wo sich der Haß gegen die Deutschen in nie gekannter Blindheit entlud, wo Haß und Rachsucht bei vielen Meuschen alles menschliche Empfinden erdrückte, mancher auch als „Feind" sein Menschentum bewahrte, zeigen folgende Beispiele:

Wie eine Riesenschlange wälzte sich der Zug auf der endlosen Straße entlang, eine dicke Staubwolke zeichnete seinen Weg. Halbwüchsige Burschen, bis an die Zähne bewaffnet, bewachten diesen Zug der „Schwerverbrecher". Es ist glühend heißer Monat, dieser Mai 1945. Seit drei Tagen wird maschiert, und immer ist noch keine Verpflegung ausgegeben worden. Wer schlapp macht, wird mit dem Gewehrkolben wei-

ter getrieben. Die Dorfbrunnen werden bei Annäherung des Zuges geschlossen. Die Kehle ist ausgetrocknet und voller Staub, man lechzt nach einer Linderung, aber „Verreckt!" ist die Antwort. Ein Tscheche reißt einem alten Manne die Brille von der Nase, der fleht ihn an, sie ihm doch zu lassen, da er ohne sie fast blind ist, aber der Tscheche zertritt sie vor seinen Augen. Die Verzweiflung erreicht ihren Höhepunkt. Die Wachmanschaft gestattet an einem Dorfausgang eine Rast. Unbewußt greift er mit dem Messer nach seiner Pulsader. Da fällt sein Blick auf das letzte Haus des Dorfes. Ein altes Mütterchen tritt daraus hervor und winkt die letzten des Zuges heran. Erst nach langem Zögern erheben sich einige und leisten verwundert der Aufforderung Folge. Als sie näher getreten sind, blickt das Mütterchen nochmals spähend um sich. Dann nimmt sie ihre Hand und zieht sie in ihr Häuschen hinein. Eine Verständigung ist nicht möglich, aber eine Handbewegung von ihr sagt alles. Sie deutet auf ein kleines Bild mit dem gekreuzigten Christus, und in dessen Namen bittet sie zu Tisch, während sie dann in aller Eile eine Mahlzeit bereitet. Endlich sitzt man auf einem Stuhl vor einem Tisch und ist vor der brennenden Sonne geschützt. Plötzlich fühlt man sich geborgen und braucht in keine haßerfüllten Augen zu schauen. Sorgende Hände bemühen sich um einen und wollen nur Gutes tun. Drei Tage wurde man schon gehetzt, hungern und dursten gelassen. Soweit war man schon gekommen, daß man Hand an sich legen wollte und an Gott verzweifelte, bis diese alte Frau kam und einem wieder das Vertrauen zu Gott und Menschheit gab und über den Haß ihrer Volksgenossen hinweg die versöhnende Hand reichte.

Flüchtlinge werden von den Russen, vor denen sie geflüchtet sind, überrollt. Es kommen Russen, die ihnen das Letzte nehmen, und es kommen Russen, die das Stück Brot, das sie haben, mit ihnen teilen. Ein russischer Kommandant, vor dem sich alle fürchten, da er immer ein ernstes Gesicht macht, entpuppt sich als ein mitfühlender Mensch. Als man den Dolmetscher befragt, warum der Kommandant immer so finster dreinschaue, erhält man folgende Antwort: „Der Kommandant ist ein guter Mensch und kann es nicht mit ansehen, was man mit den Deutschen macht, und ist deshalb traurig. Er möchte am liebsten weg, damit er von all dem nichts mehr sehe, denn er kann doch nichts ändern, da andre über ihm stehen." Alles ist erstaunt, als der Kommandant eines Tages mit seinem Pferde alle möglichen Kunststücke zeigt. Als man sich nach dem Grunde dieser Vorführung erkundigt, erfährt man, daß der Kommandant mit dieser Vorführung den Deutschen eine Freude bereiten wollte, da aber niemand gelacht hätte, habe es ihm leid getan, daß ihm dies nicht gelungen sei. Er bedaure auch, daß er nicht Deutsch könne und somit keine Gelegenheit habe, die Deutschen zu trösten.

In einem sowjetischen Kriegsgefangenenlazarett sah eine jüdische Ärztin in den Patienten nicht den ehemaligen Feind, sondern arme, kranke Menschen. In heftigen Auseinandersetzungen mit Küche und Verpflegungsmagazin sorgte sie für die Nahrung ihrer Kranken. Mit der helfenden Hand der Ärztin machte sie es möglich, daß viele als transportfähig aus dem Lazarett in Richtung Deutschland entlassen werden konnten.

Ungeheure Verbrechen wurden begangen, so daß man schier verzweifeln mußte, aber dann begegnete man einem Menschen, der Mensch war. Bei allen Scheußlichkeiten und Bestialitäten war die Menschlichkeit doch nie ganz untergegangen, wofür viele Erlebnisse zeugen.

* * *

Maria Verkündigung

Herr, mit deiner Mutter will ich
Sprechen demutfroh, herzwillig:
„Sieh', ich bin die Magd des Herrn!"

Welchen Engel auch du sendest,
Welchen Gruß auch du mir spendest:
„Sieh', ich bin die Magd des Herrn!"

Du der Herr! dein ist das Wollen,
Dem in Lieb' ich Dienst will zollen:
„Sieh', ich bin die Magd des Herrn!"

Immer dein, ohn' Widerstreiten,
Lebend, tot, zu allen Zeiten —
„Sieh', ich bin die Magd des Herrn!"

Wilhelm Kreiten, S. J.

Wir müssen dankbar sein

Es war in den ersten Januartagen des Jahres 1947. Auf dem deutschen Volk lag noch die ganze Schwere seines Geschicks; es mußte die grausamste Strafe des Hungers und der Kälte fühlen.

In jener trostlosen Zeit war es, als an einem kalten Januarmorgen ein Mann langsam eine Eifelstraße nahe der belgischen Grenze hinaufstieg. Seinen feldgrauen Mantel zog er fest um die Schulter, den Kragen hielt er hochgeschlagen; der gefrorene Schnee knirschte unter seinem unsicheren Schritt.

Die Berghöhe vor ihm wurde eben vom Licht der aufgehenden Sonne umleuchtet. Langsam stieg der mattrote Schein ins Tal hinab, wurde heller und heller, kam schließlich dem Wanderer eilend entgegen, berührte die Gipfel der Bäume, kletterte die Stämme hinab, glitt über den Boden, bis er den einsamen Mann selber umfing. Auf einer Anhöhe lag vor ihm die Herrlichkeit der Eifellandschaft. Tief atmete er auf, wie man es unwillkürlich tut, wenn man auf solcher Höhe stehend, das weite Land vor sich sieht. Nur mit einem kurzen Blick schweifte sein Auge über das Bild, das sich ihm darbot; dann schloß er die Augen vor diesem Wunder der Natur. Und schon viel eiskalt wieder der Nordost über die Berge und schlug ihm unbarmherzig ins Gesicht.

Als Soldat hatte er die russischen Winter mitgemacht. Aber er meinte, darunter nicht so gelitten zu haben wie unter der Kälte, die jetzt nicht nur nach seinem Leibe, sondern auch nach seiner Seele griff. Walter Bechler hatte das Gefühl, als habe seit einiger Zeit eine Vereisung seines Innern begonnen. Nie hatte er geglaubt, daß er von Gott soweit abrücken könnte. Wie hatte er aus seiner christlichen Gesinnung heraus im Kreise seiner Kameraden die Mordtaten gewisser Dienststellen verdammt. Als er in Berditschew vom Todesgang der 15,000 Juden hörte, die, Psalmen singend, vor die Stadt geführt wurden, um „liquidiert" zu werden, hatte sich sein Inneres gegen solche Mordbefehle aufgebäumt. Aber damals fühlte er sich trotz aller Wechselfälle des Krieges noch in einer gesicherten Lage. Er konnte die Gottes- und Menschenrechte wenigstens im gleichgesinnten Kameradenkreis verteidigen.

Jetzt aber war das Geschick über ihn selbst hereingebrochen. War er auch nicht Mördern ausgeliefert, so doch der Kälte und Herzlosigkeit der Menschen des stählernen Jahrhunderts. Eisen und Stahl haben diese Menschen härter und kälter und herzlos gemacht; denn wie konnten sie schweigen zu all dem Unrecht der letzten Jahre bis zur Stunde? Dabei nennen sie sich großenteils Christen, bezeichnen die Gottes- und Nächstenliebe als ihr Hauptgebot! Fast alle versagen, von den Geistlichen angefangen bis zum letzten Bauer und Bürger. Walter Bechler redete sich in heftigen Zorn hinein, verlor sich in bittere Gedanken. Immer wieder drängte sich ihm die Frage auf: „Hält Gott mein Geschick doch noch in Händen? Läßt er mich vielleicht nur in diese Tiefen der Not steigen, um meine Gesinnung zu erproben?"... Was er in Rußland einmal beim Anblick der Vertriebenen gesagt hatte, war nun auch über ihn gekommen. Damals stand er in Rowno am Fenster seines Quartiers. Endlose Wagenkolonnen, mit russischen Flüchtlingen beladen, die man zwangsweise evakuiert hatte, zogen über die vereisten Straßen. Es entglitt ihm das Wort: „Jetzt liegt Rußland auf der Landstraße; vielleicht bald auch unser Volk." Nie hätte er gedacht, daß er selbst nach kaum drei Jahren mitten in der Verwirklichung dieser furchtbaren Ahnung stehen würde. Bei allem Unglück, das ihn getroffen hatte, mußte er noch von Glück reden, so schnell der russischen Gefangenschaft entkommen zu ein. Hoffnungsfroh war er der Heimat entgegengefahren. Dann aber kam die große Enttäuschung. Sein geliebtes Schlesien blieb ihm verschlossen. Leute seiner Heimatgemeinde erzählten ihm von der Tragödie des Dorfes. Nun wußte er, daß von allem, was einstens sein Leben ausfüllte, nur mehr eine schmerzliche Erinnerung übriggeblieben war. Seine Liebsten tot! Der herrliche Hof, den er erben sollte, ein Opfer der Flammen! – So oft er daran dachte, ballten sich unwill-

kürlich seine Fäuste zusammen. Mehr als einmal war er nahe daran, sie zum Himmel zu heben und dem zu fluchen, der das alles sah und zuließ. Es kamen Stunden über ihn, wo alles, was eine christliche Erziehung in sein Herz gesenkt hatte, vor ihm verschwand. Das religiöse Erbe, das seine fromme Mutter ihm auf den Lebensweg gegeben hatte, schien ihm in ein Nichts zerstoben. In solchen Stunden sah er sich in eine endlose, kalte Wüste geworfen, von undurchdringlicher Finsternis umhüllt. Dann spürte er den Atem der Hölle neben sich, die ihn aus dem Gotteshaus drängen wollte.

Die Schwelle aus dem Gotteshaus hinaus schien er auch jetzt wieder erreicht zu haben; denn er höhnte in sich hinein: „Es soll Weihnachtszeit sein! Was aber hat der Christus fertiggebracht mit seiner Botschaft von Liebe und Frieden? Sind denn die Menschen anders, die Zeiten besser geworden?" Walter Bechler stockte. Plötzlich ängstigte ihn wieder der Gedanke, der ihn auf solch verwegene Bahn stoßen konnte. Gegen den Herrgott wollte er ja eigentlich nicht ... „Aber womit habe ich das verdient?" schrie es in seiner Seele. „Habe ich meine Jugend entweiht ...? Bin ich als Soldat auf Abwege geraten ...? Warum das alles mir? Gerade mir?" Diese Fragen ließen ihm keine Ruhe mehr. Wie der kalte Nordost seinen Leib anfiel, so diese Zweifel seine Seele.

Mit seinen 27 Jahren sah er sich in ein hoffnungsloses Dasein gestellt. Dafür hatte er einen gewaltigen, unwiderleglichen Beweis: Seine monatelange Wanderung durch Westdeutschland, das ihm keine Heimstatt mehr bieten konnte. Von der Ostzone kam er, und drüben auf der nicht allzufernen Höhe lag schon Belgien, und nirgends tat sich ihm eine Tür auf, wo er eine Bleibe fand. Für einige Tage hatten ihn zuweilen gute Leute aufgenommen. Aber nur für einige Tage! Dann mußte er wieder weiterziehen, weil man ihn für überzählig hielt. So war es ihm auch in den Weihnachtstagen ergangen. Er wußte nun sattsam, was es heißt, als Namenloser auf einer Straße ohne Ziel und Ende zu gehen. Und wieder arbeitete er sich mühsam gegen den heftigen Wind vorwärts.

Fast den ganzen Vormittag war er so gegangen, als er sich einem Dorfe nahte, dessen Kirchturmspitze ihm beständig Wegweiser gewesen war. Müde, fast mutlos betrat er die Dorfstraße. Er spürte sein Gesicht brennen; es war ihm, als habe man es mit Nadelstichen durchstochen. Und doch war er blaß und fahl von der Kälte, dem Hunger und Kummer. Rauhreif hing im ungeflegten



Seht die Mutter voller Schmerzen

Bart um Mund und Nase. Die wenigen Habseligkeiten im Rucksack, die Hände tief in den Taschen vergraben, eine Gestalt des Jammers, des Elends und der Verlassenheit. Und wie er einige Schritte in die Dorfstraße getan, geschah etwas ganz Sonderbares. Man möchte es für ein Märchen halten, hätte es sich nicht in jüngster Zeit abgespielt.

Ein Kind von etwa sieben Jahren springt plötzlich aus einem schmalen Nebenweg hervor, um heimwärts zu eilen. Es sieht den armen Wandersmann, stutzt für einen Augenblick, schaut mit großen hellen Kinderaugen in das tieftraurige Gesicht des Mannes, kommt auf ihn zu und sagt voll Mitleid: „Armer Mann! Bist du traurig? Dann komm schnell zu meiner Mutter! Mutter ist immer froh, Mutter singt viele schöne Lieder. Die kann auch dich wieder frohmachen!"

Walter Bechler wußte nicht, wie ihm geschah! Schauten seine Augen ein Traumbild? Er wischte sich mit dem Mantelärmel durchs Gesicht; denn jetzt stürzten echte Tränen aus seinen Augen. Willenlos ließ er sich von der Hand des Kindes an einigen Häusern vorbeiführen. An der Haustür, die das Kind aufstieß, klang ihm schon ein Weihnachtslied entgegen. Als aber das Kind in den Gang hineinrief: „Mutter, Mutter, ich bringe dir einen armen Soldaten, dem mußt du helfen!" brach der Gesang ab. Die Küchentür öffnete sich und eine schlichte Bauersfrau trat hervor. Erstaunt schaute sie die beiden an, zuerst den Fremden, dann ihr jüngstes Kind. „Liesel, wen bringst du mir denn da ins Haus?" Es schien, als schwinge in dieser Frage ein leiser Vorwurf mit. „Aber Mutter!" – dabei zeigte Liesels Rechte auf den Fremdling – „schau mal, wie arm und traurig der Mann ist, müssen wir dem denn nicht helfen?" Da schwieg die Mutter, ließ den Fremden in die Küche treten und hieß ihn willkommen. Auch der Hausherr begrüßte ihn, während die übrigen Kinder ihn mit großen Augen betrachteten.

Als die Eltern aber hörten, wie ihre kleine Liesel den Soldaten auf der Straße gesehen, angesprochen und dann ins Haus geführt hatte, regte sich berechtigter Stolz in ihren Herzen. Die Mutter aber hatte das unsichere Gefühl, als wenn Gott selbst nach der Seele des Kindes gegriffen habe, um ihr jetzt in der Weihnachtszeit eine besondere Aufgabe zu stellen. Es blieb ihr jedoch wenig Zeit zum Nachdenken. Das Mittagessen mußte schnell hergerichtet werden. Alle Familienmitglieder waren schon in der Küche versammelt und warteten darauf. Nach einigen Minuten saß Walter Bechler mit den Eltern und Kindern am gleichen Tisch. Als die Frau den Bericht des jungen Mannes vernahm, den er abgerissen und in wenigen Worten gab, stand es für sie fest: Dem armen Menschen muß unter allen Umständen geholfen werden.

Nach dem Dankgebet erhob sich Frau Margret, nahm eine Kanne warmen Wassers und bat den Gast, ihr zu folgen. Sie führte ihn in das für Dienstboten bestimmte Zimmer, das peinlich sauber war. Aus dem großen Kleiderschrank holte sie von der Leibwäsche und den Strümpfen ihres Mannes, legte sie auf einen Stuhl

---

Sturmgebet

Kein Sturm so stark auf weiter See,
So abgrundtief kein Leid,
Als wenn mein Herz in wildem Weh
Nach Himmelshilfe schreit!

Ich wußte einst ein Wort so reich
An Kraft und starker Wehr,
Und wenn ich's sprach, dann kam sogleich
Die Stille übers Meer.

Wie hieß es doch? — Ich kann's nicht mehr!
Weh, daß ich's nicht mehr weiß!
Nun gibt der Stürme heulend Heer
Mein Schiff den Wogen preis.

Komm, Herr — ich bin allein an Bord —
Wenn du mich retten willst!
Du weißt ja stets das Wunderwort,
Womit du Stürme stillst!

Hilf, Herr! Du weißt das Wort allein,
Davon der Sturm vergeht.
Es kann kein lautes Hilfeschrei'n
Soviel wie — ein Gebet!

Ludwig Rüdling.

* * *

für den jungen Mann zurecht. Nun sollte er sich gründlich waschen und später wieder in die Küche kommen. Was die Zukunft betreffe, so könnte sie nachher besprochen werden. Dann zog sie die Tür ins Schloß und ging an ihre Arbeit.

Als Walter Bechler wieder im Kreise der Familie erschien, setzten ihm die Bauersleute ihren Plan auseinander. Sie hatten sich zuvor miteinander darüber besprochen. Der Hausherr sagte dem heimatlosen jungen Manne, wenn er bleiben wolle, sei es ihm recht. Sie hätten schon seit einiger Zeit nach einer kräftigen Hilfe für die Landwirtschaft Ausschau gehalten. Sein Kommen sei fast wie eine Fügung Gottes. Er allein könne die Last des Hofes kaum noch bewältigen. Für die Frau sei übergenug Arbeit im Hause. Er solle gehalten werden wie der eigene Sohn, und ihr Haus, so gut es gehe, seine zweite Heimat werden. Als Walter Bechler diesen Vorschlag vernahm, mußte er seine ganze Kraft zusammennehmen, um von seinen Gefühlen nicht überwältigt zu werden. Zaghaft und stockend würgte er seine Antwort hervor: „Sie bringen mich in große Verlegenheit. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, mich so dankbar zu erweisen, wie ich gern möchte. Ich will mich red ich bemühen, Sie nicht zu enttäuschen.“ Und als Schlesier fügte er noch hinzu: „Gott bezahl's!“

Da wehrte die Frau Margret bescheiden ab; denn sie war sich klar darüber, daß sie und ihr Mann nur ihre Christenflicht diesem armen Menschen gegenüber erfüllten. Darum antwortete sie: „Laßt es schon gut sein. Wir müssen vielmehr dankbar sein, daß wir noch die Möglichkeit haben, andern etwas Gutes tun zu können.“

Sie wandte sich wieder ihrer Arbeit am Herde zu, als wenn nichts Besonderes geschehen sei. Und doch brannte es plötzlich in ihrem Herzen, als sei eine höhere Erkenntnis in ihrer Seele aufgegangen, die sie auch etwas von dem tiefen Glück verspüren ließ, das Gott zuweilen ganz Getreuen schenkt. Vor ihren Augen stand das Wort: „Ich war obdachlos und ihr habt mich beherbergt.“ Jetzt wußte sie mehr als bisher, welch ein Glück es sei, Christ zu sein und es ganz sein zu wollen!

Wir müssen dankbar sein! Als dies Wort gesprochen war, schwiegen alle. Keiner wagte, etwas hinzuzufügen. Es schien, als versuchten alle Anwesenden, das Echo aufzufangen, das eigentlich von den Zimmerwänden hätte widerhallen sollen; denn dies tiefe Wort wäre es wert gewesen, nicht so schnell wie jedes andere zu verklingen. Ein Sonnenstrahl fiel durchs Fenster in die geheimnisvolle Stille der Küche, als hätte selbst der Himmel seine helle Freude daran, daß die Botschaft von Friede und Liebe doch nicht ganz verständnislos in die Welt getragen worden war. Nun wußte auch Walter Bechler wieder, daß Gott sich noch nicht von dieser bösen Welt zurückgezogen hat, sondern in jenen Herzen lebt und webt, die ihn lieben.

Am Abend zündete Frau Margret für die Kinder den Weihnachtsbaum an. Sie öffnete die Tür zur guten Stube und ließ den milden Kerzenschein in die abgedunkelte Küche fallen. Jeden Abend, bevor die Kinder zu Bett gingen, sollte die Weihnachtszeit mit ihrer beglückenden Botschaft und Freude die Herzen der Kinder ansprechen. Die Kleinen stimmten ein Weihnachtslied an. Jetzt hielt es den jungen Mann nicht mehr länger in der Stube. Vor ihm stand das Elternhaus, das für ihn untergegangen war. Leise schlich er zur Tür hinaus und trat ins Freie. Unwillkürlich hob er seine Augen suchend zum Himmel, wo die Sterne in hellem Glanze erstrahlten. Und trotz allem Schmerz, den die letzten Monate über seine Seele gebracht hatten und der ihn hart und kalt zu machen drohte, konnte er seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Hatte er heute früh seinem Herrgott noch trotzen wollen, nun dankte er ihm; denn wenn er auch halb Deutschland hatte durchwandern müssen, so hatte er doch vor der äußersten Westgrenze einige Seelen gefunden, welche die Christusbotschaft verstanden und ihm Heim und Herberge boten.

Was will das heilige Aschenkreuz dich lehren,
Das dir der Priester an die Stirne schrieb?
Was Staub ist, muß zurück zum Staube kehren,
Bald kommt der Tod, wie in der Nacht der Dieb.
Er kommt, du kannst dich seiner nicht erwehren,
Er fragt nicht, ob dir's leid ist oder lieb.
Willst du bereit sein, wenn er kommt, so trage
Das Aschenkreuz im Herzen alle Tage.

Ein Apostelgrab in Suedwestafrika

Dem Andenken an † Otto Fuhrmann, O.M.J.

„Monatsblätter der Oblaten"

Heilige Sendung

Große Freude und großes Leid lösen im Menschenleben einander oft in rascher Folge ab. So kam auch für Otto auf das Freudenfest der Primiz gar schnell die bittere Trauer über den Tod seiner frommen Mutter Marie Therese. Glaubensstark unterwarf er sich dem unerforschlichen Ratschluß Gottes. – In Gebet und eifrigem Studium vergingen ihm rasch die übrigen Monate bis zur wichtigen Entscheidung über seine künftige Berufstätigkeit. Als der Generalobere der Oblaten im Juni 1923 zur Erteilung der heiligen Weihen in Hünfeld weilte, teilte dieser ihm persöhnlich mit, daß das herrliche Los des Apostelberufes unter den Heiden Südwestafrikas ihm zugefallen sei. Mit begeistertem Herzen nahm der junge Missionar diese heilige Sendung auf.

Abschied von der Heimat

Bald schlug denn auch schon die Abschiedsstunde. Den Lieben in der Heimat, den trauten Stätten seiner frohen Jugendfreuden, dem guten Vater und den geliebten Geschwistern, dem Grab der Mutter hatte er noch ein letztes Lebewohl gesagt. Mit Eifer und großer Kraft hatte er im altehrwürdigen Gotteshause seines Heimatdorfes Niederzissen gepredigt und hatte alle erbaut durch sein inniges Beten. Stundenlang hatte der junge Heidenapostel vor dem Tabernakel verweilt, tief im Gebet versunken.

Am 30. September fand die kirchliche Abschiedsfeier für die ausreisenden Missionare P. Heinrich Jakobi, P. Gregor Weilhöfer, P. Otto Fuhrmann und Bruder Johann Kleemann in der Klosterkirche statt. „Wie sind so schön auf den Bergen die Füße derer, die den Frieden verkünden, das Heil predigen."

Über Ozeane ins Heidenland

Am Vorabend des Festes der heiligen Theresia vom Kinde Jesu verließ der Dampfer Usaramo Hamburg. Auf ihm hatten sich nebst etwa dreihundert anderen Passagieren unsere Missionare zu der etwas mehr als dreiwöchigen Seefahrt eingeschifft. Mehr als zehntausend Kilometer Fahrt über Meere und Ozeane sind immer ein großes Erlebnis. Das endlose Meer weckte in Otto ein Ahnen von der Unendlichkeit seines Schöpfers. Fremde Länder und Völker ziehen schnell vorüber und gewähren flüchtigen Einblick in ihre Sitten und Eigenarten und Lebensverhältnisse. Die Wunder der Meere und ihre Fische und Seeungeheuer ergötzen das Auge Die sinkende und aufgehende Sonne läßt das Meer aufleuchten, als sei es selber zur leuchtenden Sonne geworden. Die Stürme spielen ihr zuweilen neckisches, zuweilen auch grandioses Spiel mit dem gewaltigen Ozean. Am 25. Oktober betraten die Missionare in Walfischbay den afrikanischen Boden.

Einleben und Opferleben als Missionar in Afrika

Die vier ankommenden Missionare wurden in Südafrika sehnsuchtsvoll erwartet. Groß war die Freude über ihr Eintreffen. Der erste Weltkrieg hatte die Entwicklung der Missionen sehr gehemmt. Nun sollten die neuen Kräfte zu den bereits erprobten Missionaren stoßen, deren Zahl nicht mehr ausreichte, um allen Anforderungen gerecht zu werden.

P. Otto Fuhrmann blieb einige Monate in Windhuk, um die Sprache der Ovambos zu erlernen. Bischof Gotthardt berichtet über ihn: „Ich muß sagen, daß P. Fuhrmann sicher ein Heiliger war. Sein Eifer kannte keine Grenzen, ebensowenig sein Opfer- und Bußgeist. Einmal merkte ich, daß er noch um 1 Uhr nachts Licht hatte und studierte, worauf ich ihm befahl, nicht später als 11 Uhr zu Bett zu gehen. Vor seiner Abreise auf die Mission Tsumeb bat er mich, ihm betreffs der Nachtruhen Freiheit zu lassen; er werde schon ruhen, wenn er sich müde fühle. Ich antwortete ihm: ‚Gehorsam ist besser als Opfer.' Er gehorchte stets, wenn er auch immer wieder den Oberen zu überzeugen suchte, daß er eine starke Gesundheit habe und viel aushalten könne." Warum

solche rastlose Arbeit und Eifer im Sprachstudium? Eine Randbemerkung seines Tagebuches sagt es uns: „Du mußt sprechen und predigen können. Das ist dein Beruf. Hier auf Erden wollen wir tüchtig arbeiten, feiern können wir im Himmel." So verstehen wir auch das Zeugnis seines Rektors, daß er sicher keine fünf Minuten Zeit verloren habe.

Neugründung im Ovamboland

Sehr bald kam die Zeit für ihn, wo er all seine Kraft einsetzen sollte zur Gründung der Mission im Ovamboland, in Ukuambi, im Stammesgebiet des Häuptlings Ipumbu. Die langwierigen Verhandlungen des P. Präfekten hatten hierfür die Wege bei der Regierung geebnet. Bei Ipumbu hatte der erfahrene, alte Missionare Josef Schulte (gestorben als Pfarrer von Allan, Sask.) die Genehmigung zur Gründung erwirkt. Die Hauptlast der Durchführung der Gründung mit den riesigen Anfangsschwierigkeiten und Gefahren eines solchen Unternehmens sollten zum größten Teil auf die Schultern unseres lieben P. Fuhrmann gelegt werden. Doch folgen wir ihm jetzt bei der Erledigung des großen Werkes. P. Bücking berichtet darüber:

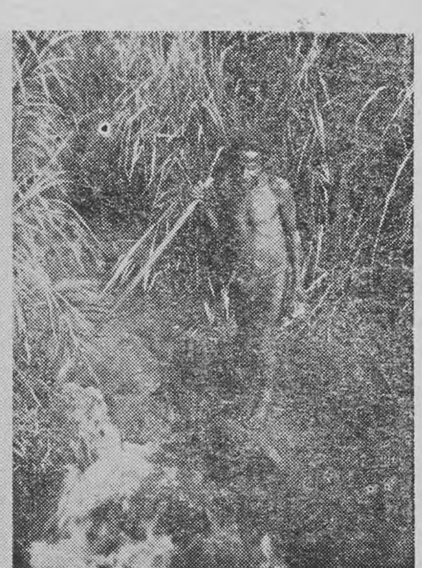
„Ich sah ihn am 7. Juli mit Liebe und Begeisterung auf dem Missionswagen von Tsumeb aus ins Ovamboland ziehen. Als ich ihm die Hand zum Abschied reichte – sieben Kilometer hatte ich ihn begleitet –, sagte er freudestrahlend: ‚Mit neuem Befehl und neuem Segen, den ich mir heute morgen drahtlich vom P. Präfekten erbeten habe, ziehe ich aus; die heilige Theresia vom Kinde Jesu wird mit mir sein. Ich gehe mit Freuden, komme du bald nach!' Es galt nun, 450 Kilometer im afrikanischen Sand und Busch, der auf weite Strecken ohne jedes Wasser war, mit dem Eselgespann zurückzulegen. Eine ungeheure Anstrengung und Mühsal für Menschen und Tiere. Der seeleneifrige Missionar benötigte dafür einen vollen Monat und verband in nimmermüdem Eifer auf dem ganzen Weg mit den Strapazen der Fahrt den Unterricht und das gemeinsame Gebet mit den Schwarzen." Nach der Ankunft galt es, die neue Missionsstation zu bauen und sich in Sprache und Lebensweise der Ovambos einzuleben. Unverdrossen machte sich der unermüdliche Missionar ans Werk; bis zum Eintritt der Regenzeit im Oktober mußte um jeden Preis eine Unterkunft geschaffen werden.

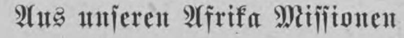
Als am 18. Oktober 1924 P. Herman Bücking zu ihm kam, um sich mit ihm in die Missionsarbeit zu teilen, konnte P. Fuhrmann ihn unter ein schützendes Dach führen.

Nun konnten die beiden Missionare an eine intensivere Missionsarbeit denken. Es kam das erste Weihnachtsfest und führte ihnen zu ihrer Freude auch Christen aus der weiteren Umgebung zu. Dieser Umstand bewog P. Fuhrmann, eine Reise in die weitere Umgebung der neuen Station Ukuambi zu machen, um auch dort die zerstreut wohnenden Christen aufzusuchen und zu stärken. Es zeigte sich, daß mit der









Aus unseren Afrika Missionen

neuen Mission ein religiöser Mittelpunkt von großer Bedeutung geschaffen worden war, ein großes Werk zur Ehre Gottes gelungen war.

„Alles muß daran gesetzt werden,

um das Reich Christi auszubreiten und das Reich Satans zu zerstören." Für die Verwirklichung dieses Satzes aus dem Regelbuch der Oblaten hatte bisher P. Fuhrmann seine ganze Kraft eingesetzt. Nun schienen nach den riesengroßen Opfern der Gründung der Mission Ukuambi allmählich die ruhigeren Zeiten einer stetigen Entfaltung zu kommen. Doch Gott hatte es anders vorgesehen. P. Bücking, der Rektor der Station, fand seinen Mitbruder Otto von einer Erkältung und einem Husten befallen, als er am 1. Juni 1925 von einer Reise nach Tsumeb zurückkehrte. Aus der anfänglichen harmlos scheinenden Erkrankung entwickelte sich eine Lungenentzündung. Als es seinem Mitbruder gelungen war, diese durch aufopfernde Pflege zu überwinden, kam eine schwere Malariaerkrankung hinzu. Eine Unterbringung in das Lazarett der evangelischen Mission nach Onandjokue wurde notwendig. Die Überführung brachte dem Todkranken überaus schwere Leiden, die er mit heldenmütiger Geduld ertrug. Bei Sonnenaufgang des 16. Juni erteilte ihm P. Bücking draußen in der Wildnis die heilige Krankenölung. Am 18. Juni wurde das Lazarett der finnischen Mission erreicht. Der Kranke fand gute Aufnahme und liebevolle Pflege. So schien sich alles noch zum Guten wenden zu wollen, und P. Rektor Bücking kehrte voller Hoffnung auf seine Station zurück, wo seine Anwesenheit dringend notwendig war.

Allein schon am 19. Juni zeigte es sich, daß der Verfall der Kräfte des teuren Kranken zunahm. Er wollte das „Te Deum" singen, wohl im Gefühle des herannahenden Todes. Die Stimme versagte ihm jedoch. Still und gottergeben und einsam wie der Heiland am Kreuz gab er am 22. Juni sein Leben als Opfer für die Sache Jesu Christi und für die Rettung der Seelen.

Auf dem Friedhof von Onandjokue wurde ihm durch P. Rektor Bücking die Gnade eines christlichen Begräbnisses zuteil. Hier blieben seine Gebeine, bis sie am 16. Juli 1930 durch seinen Jugendfreund, den bekannten Gründer der **Miva**, P. Paul Schulte O.M.J., unter Beihilfe von P. Rektor Bücking gehoben und nach Ukuambi überführt und hier, wo er so heiligmäßig gelebt und segensreich gewirkt hatte, feierlich beigesetzt wurden.

Ukuambi nach 25zig Jahren

P. Rektor Bücking hatte den Nachruf für den Nachruf für den heiligmäßigen P. Fuhrmann mit den Worten geschlossen: „Möge das erste schmerzliche Opfer unserer jungen Ovambomission für sie die unversigliche Quelle himmlischen Segens werden!" Wir sehen diesen Wunsch in reichstem Maße erfüllt. Ukuambi ist heute eine der blühedsten Missionsstationen des Ovambolandes. Sie mit Außenstationen zweieinhalbtausend Christen. Eine der schönsten Kirchen Südafrikas ist dort erbaut. Es ist als ob der Geist dieses heiligen Priesters und Ordensmannes dort weiterwirke und Segen spende. So ist es gelungen, schon nach so kurzer Zeit der Missionierung in diesem Gebiet eine kleine Genossenschaft von schwarzen Schwestern zu gründen, die einen verheißungsvollen Anfang genommen hat. Ferner ist vom Opfertod des jungen Missionars der Anstoß zur Gründung der **Miva** ausgegangen, die durch die Beschaffung von Verkehrsmitteln für die Mission – und neuerdings für die Diaspora – viel Segen gestiftet hat. So erfüllt sich vom Opfertod P. Otto Fuhrmanns das Heilandswort: „Wenn das Samenkorn in die Erde fällt und stirbt, so bringt es viele Frucht."

* * *

Die Schmerzensmutter

Die hl. Kirche bringt ihren Glauben an das Miterlösen durch Maria dadurch zum Ausdruck, daß sie dem großen Leidensfreitag des Herrn den Schmerzensfreitag der Passionswoche vorangehen läßt. Durch diese Mittätigkeit an der Erlösung hat Maria nach Gott das heiligste und umfassendste Anrecht auf die Seelen der Heiden, sie ist ihre Königin und Mutter. Daß das kein leerer Titel ist, hat Maria durch die Tat bewiesen. Wie der irdischen Mutter das leidende Kind das liebste ist, so wendet Maria die Fülle ihrer Liebe und Barmherzigkeit den Heiden zu, erfleht ihnen von ihrem Sohne die Bekehrung, weckt Missionare und opfermutige Helfer daheim und draußen, damit die Nacht des Leidens, der Unwissenheit und des Todes sich wandle in die Morgenröte der Erlösung.

B. Danzer, O.S.B.

* * *

Das Menschliche nutzt sich ab, das Göttliche bleibt wandellos.

AUSSCHNEIDEN!

Neue
Fasten- und Abstinenzverordnungen
Für Fastenzeit und alle Vigilien und Quatembertage des Jahres.

Vollständige Abstinenz heisst, dass Fleischsuppen oder andere von Fleisch zubereitete Speisen verboten sind. Vollständige Abstinenz ist zu halten: vor Maria Himmelfahrt (14. Aug.) am Tage vor Weihnachten, und am Vormittag des Karsamstags.

Teilweise Abstinenz heisst, dass Fleisch, Fleischsuppe und von Fleisch zubereitete Speisen einmal am Tage, und zwar bei der Hauptmahlzeit, gegessen werden dürfen. Teilweise Abstinenz ist zu halten: Am Mittwoch und Samstag der Quatembertage, am Tage vor Pfingsten und am Tage vor Allerheiligen.

Die Abstinenz muss jeder halten, der über sieben Jahre alt ist.

Fasten heisst, dass am Tage nur eine volle Mahlzeit erlaubt ist. Man darf zwei weitere Mahlzeiten einehmen, die reich genug sind,um uns bei Kräften zu halten. Diese zwei Mahlzeiten zusammen müssen jedoch weniger ausmachen als die Hauptmahlzeit. Zwischen den Mahlzeiten zu essen ist verboten. Flüssigkeiten, wie Milch, Kaffee, Fruchtsaft, zwischen den Mahlzeiten einznehmen ist erlaubt. Mit Ausnahme der Tage vollständiger Abstinenz darf an Fasttagen einmal im Tage, und zwar bei der Hauptmahlzeit, Fleisch gegessen werden.

Alle Personen zwischen dem Alter von 21 und 59 Jahren sind an das Fastengebot gebunden. Befreit sind nur diejenigen, deren Gesundheit oder Arbeitskraft durch das Fasten gefährdet ist.

		Alter 21 – 59	Alle über 7 Jahre
Aschermittwoch		Kein Fleisch; nur eine volle Mahlzeit.	Kein Fleisch.
Fastenzeit	An Freitagen	Kein Fleisch; nur eine volle Mahlzeit.	Kein Fleisch.
	An allen anderen Tagen	Fleisch nur bei der Hauptmahlzeit; nur eine volle Mahlzeit.	Fleisch bei allen Mahlzeiten.
Karsamstag Vormittag		Kein Fleisch.	Kein Fleisch.
Quatembertage	Mittwoch	Fleisch nur bei der Hauptmahlzeit; nur eine volle Mahlzeit.	Fleisch nur bei der Hauptmahlzeit.
	Freitag	Kein Fleisch; nur eine volle Mahlzeit.	Kein Fleisch.
	Samstag	Fleisch nur bei der Hauptmahlzeit; nur eine volle Mahlzeit.	Fleisch nur bei der Hauptmahlzeit.
Am Tage vor	Pfingsten und Allerheiligen	Fleisch nur bei der Hauptmahlzeit; nur eine volle Mahlzeit.	Fleisch nur bei der Hauptmahlzeit.
	Maria Himmelfahrt und Weihnachten	Kein Fleisch; nur eine volle Mahlzeit.	Kein Fleisch.
An allen Freitagen des Jahres.		Kein Fleisch.	Kein Fleisch.



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

„Mit dem Lenzl zähl ich allein Geld“, schrie der Platzer.

„Was du? Du Rotnagel! Alle drei mögt's euer Blech zusammenschmeißen, und ich übertrumpf euch noch um das Doppelte.“

„Das wollen wir sehen. Gilt's einen Doppelliter, wir stechen dich aus und du hast nicht halb soviel in der Tasche wie unsereiner?“ trieb der Platzer.

„Ja, ja, ja, ja, zwei Doppelliter, wir alle sind Zeugen“, mischte sich der Wirt ein.

Unter unendlichem Gelächter ging es nun ans Geldzählen.

„Heraus mit den Maxen“, kommandierte stürmisch das Lenzl.

„Rück du zuerst heraus“, forderte der Gruber, „du hast uns das Geldzählen angetragen.“

„Ist mir auch gleich. Da ist Blech, da, da . . . und da sind Banknoten, da, da, da . . . Jetzt gehen euch die Augen über, gelt?“

Mit diesen Worten warf das Männlein zwei Hände voll Münzen heraus und blätterte dann zwanzig neue Hunderter-Banknoten auf den Tisch. In der Hast stürzte es ein Weinglas um, so daß ein roter Strom über das Geld hinfloß.

„Macht nichts“, schrie das Lenzl und schlug mit der flachen Hand auf das Geld, daß der Wein nach allen Seiten herumspritzte; „wenn der Besitzer trinkt, sollen die Banknoten auch saufen — Höllenstauden!“

Während drinnen Geld gezählt wurde, schob sich draußen ein Kopf, dessen Augen gierig funkelten, an das Fenster, und verschwand dann wieder, ohne von jemandem bemerkt worden zu sein.

„Heraus mit euren Bettelgroschen“, stürmte das Lenzl, „und stecht meine Trüpfe, wenn ihr könnt.“

Der Lettenhofer wühlte in den Säcken und sagte dann mit scheinbarer Bestürzung:

„Teuxel, Teuxel, jetzt hab ich bestimmt gemeint, ich hab' die Brieftasche eingeschoben, und akkurat hab ich sie zu Hause gelassen.“

Auch der Gruber suchte lange in Rock und Weste, worauf er erklärte, er habe heute extra viertausend Gulden eingesteckt und jetzt sein sie nimmer da. Offenbar wären sie ihm gestohlen worden. Den Platzer erstickte fast das Lachen, als er sagte:

„Pfui Teuxel, wenn das Lenzl nicht mehr hat als den Pappenstiel da, soll er sich nur heimgeigen lassen. Den Bettel könnt ich zehnmal übertrumpfen, wenn ich wollte; aber das armselige Lottergeld da ist mir zu wenig. Da täten sich meine Banknoten schämen, wenn sie nur einen Augenblick daneben liegen müßten.“

Das Lenzl pustete und schäumte und trommelte mit Händen und Füßen. Der Lärm und das Gelächter wurden immer toller, schließlich kam es noch soweit, daß das Lenzl die gewetteten vier Doppelliter zahlte. Fast bis Mitternacht dauerte das Trinkgelage, endlich machte der Wirt selber Schluß, weil er sich vor der Polizei fürchtete. Alle andern Gäste wanderten talabwärts oder stiegen den Berg hinan, wo ihre Behausungen lagen. Einzig das Lenzl führte sein Weg talaufwärts ins Dorf Planeigen, und es hatte keinen Begleiter als den Mond, der eben hinter dem Leitenjoch emporgestiegen war. Aber der Mond spielte dem Lenzl argen Schabernack. Bald täuschte ihm eine Pfütze neben dem Weg als Straße vor, so daß das Lenzl hineinpatschte und dann fürchterlich über die Lausbuben fluchte, die immer den Bach über den Weg kehren,

bald legte er ihm schwarze lange Schatten wie Prügel quer über die Straße, die das Lenzl mit größter Anstrengung überhüpfen mußte. Dabei räsonierte es in einemfort:

„So eine Laus- und Lo — — lo — lutterwirtschaft wie in unserer Gemeinde findest du in der ganzen We — we — welt nicht. . . . das Straßento — — kummantee sollt man einsperren. Kein Mensch schaut nach, wenn das Wasser den Straßenbau fortschw — — schwanzt und kein Mensch räumt die Lärchbäume weg, die der Wind auf die St — straße gewer — worfen hat."

Einen Büchsenschuß hinter dem Lenzl schlich eine dunkle Gestalt, die sich vorsichtig im Schatten der Bäume hielt. Wenn das Lenzl stehen blieb, hielt auch sie an, wenn das Lenzl weiter stolperte, folgte sie ihm. Nach gut einer halben Stunde kam das benebelte Männlein an eine Zaunluke, wo der Feldweg gegen das Dorf hin abzweigte. Da glaubte das Lenzl neben der Zaunsäule einen Menschen zu erblicken. In Wirklichkeit war es ein Hollunderstrauch.

„Was ist denn da für ein Klauwauwau?" rief das Männlein; „willst du mich fürchten machen? Da kommst du zum Unrechten. Ich fü — forcht mich vor keinem Ta — ta — — teufel. Wawart, ich komm dir."

Und es stürmte mit erhobenem Stock gegen den Schatten los, stolperte jedoch über eine Baumwurzel und schlug im Fallen mit dem Kopf gegen die Zaunsäule, so daß es betäubt liegen blieb. Lange Zeit wartete die Gestalt, die hinterher schlich, bis der Gefallene sich wieder erheben würde. Als aber das Lenzl hierzu gar keine Anstalten machte und nur ein tiefes Schnarchen von sich gab, kam die Gestalt behutsam näher und überzeugte sich, daß das Männlein schlief. Die Augen des Nachschleichers glänzten fieberhaft. Mit einem Griff zog er dem betäubten, schlafenden Männlein die Brieftasche aus dem Rock, steckte sie zu sich und eilte dann, so schnell ihn seine Füße trugen, über die Wiesen dem Reimannhause zu. Er mußte am Sigreithofe vorüber. Als er zwischen dem Stadel und dem Holzschuppen hinstürmte, fiel ihn plötzlich jemand von rückwärts an, und die grobe Stimme des Sigreit lärmte:

„Hab ich dich endlich, Bürschl? Ich will dir zeigen, was es heißt, friedsamen Leuten bei nachtschlafender Zeit allen Spott antun und Schaden machen."

„Um Gotteswillen, Nachbar, laß mich gehen, ich hab dir nichts getan", bat der Angegriffene.

„Was? Bist du's, Reimann?" staunte der Sigreit; „ich hab gemeint, es sei einer von dem Gebürsche, das heute Nacht wieder einmal keine Ruhe gibt. Dein sauberer Knecht, der Buckel, macht immer den Rädelsführer. Aber wie kommst denn du da her?"

„Sei still, red nicht so laut. Ich bin auf der Flucht vor dem Gendarm. Der möcht mich wieder einsperren, weil ich ohne Erlaubnis einen Gang aufs Land hinaus gemacht hab. Sei so gut, verrat mich nicht, sag keinem Menschen, daß du mich heute getroffen hast."

„Das kommt gerad darauf an, wie ich gelaunt bin", entgegnete der andere boshaft.

„Nachbar, sei g'scheit, halt reinen Mund!" flehte der Reimann in heißer Angst und Aufregung; „schau', du brauchst's nicht umsonst zu tun, ich zahl dich dafür."

Er trat etwas zur Seite, zog eine Hunderter-Banknote aus der Brieftasche und überreichte sie dem Sigreit.

Der Sigreit musterte die Banknote im Mondschein, dann lachte er auf:

„Haha, das ist freilich ein starkes Pflaster. Wenn man so eins aufs Maul kriegt, bringt man kein Wort mehr heraus; aber sag, wo hast du denn diesen Lappen gefischt?"

„Laß mich. Ich hab jetzt keine Zeit, einen Diskurs anzufangen. Weißt, schon von Brixen her ist mir der Gendarm auf der Ferse; wenn ich nicht schnell mach, ertappt er mich noch auf dem letzten Sprung. Halt reinen Mund, Nachbar, und verrat mich nicht", tat der Reimann ängstlich.

„Da bist du sicher. Hast mir ja einen dicken Riegel vorgeschoben."

„Es ist nur wegen dem verdammten Ausreiseverbot — hab sonst nichts getan; aber wegen so einer Dummheit lass' ich mich nicht einsperren. — Horch, horch, da kommt er!"

Mit diesen Worten stürmte der Reimann fort. Er mochte noch keine zweihundert Schritte zurückgelegt haben, da erscholl vom Siegreithause her das Bellen der Habergeiß, wie es der Zyper täuschend nachzuahmen verstand. Zugleich dröhnte der Erdboden, als ob Roß und Wagen im rasenden Lauf den Hügel herunterfahren würden, dann ging ein furchtbares Krachen und Poltern los, das der Widerhall in der stillen Nacht hundertfach vergrößerte, darauf folgte ein mehrstimmiges Lachen und Pfeifen und zwischen hinein lärmte die klotzige Stimme des Sigreit.

Einen Augenblick hielt der Reimann inne, dann rannte er so eilig weiter, als ob er die Faust des Gendarmen schon an seinem Nacken spürte. Doch hatte er nicht so sehr Angst vor dem Gendarm als vor dem Zusammentreffen mit anderen Leuten. Was er dem Sigreit vom Gendarmen vorgejammert hatte, war eitel Flunkerei. Er hatte den ganzen Tag und die Nacht keinen Gendarm zu Gesicht bekommen. Als er gestern dem Lenzl bei der Schwarzen Mutter Gottes außerhalb Brixen begegnet war, hatte er seinen Weg gegen Klausen nur so weit fortgesetzt, als ihn das Lenzl sehen konnte. Dann war er rasch umgekehrt und im Eilschritt nach Norden gewandert, wo er eine Verfolgung durch Gendarmen kaum zu fürchten brauchte. In Franzensfeste hatte er den Nachmittagszug bestiegen und war etliche Stationen weit gefahren, dann wieder maschiert, und beiläufig um zehn Uhr kam er beim Straßenwirt in Außerplaneigen vorbei. Dort wollte er einkehren, spekulierte aber vorher durch das Fenster, ob die laute Gesellschaft drinnen wohl ungefährlich sei. Als er das Lenzl hinter dem Tische erblickte, dachte er natürlich an keine Einkehr mehr; doch stach ihm das Geld, das der Händler aufgezählt hatte, in die Augen. Er strich lange Zeit um das Wirtshaus, und die gräßliche Versuchung trat an ihn heran, vor der er beinahe erschrak. Nein, Gewalt brauchen wollte er nicht, aber vielleicht gab es sonst eine Möglichkeit, dem Lenzl das Geld abzuknöpfen. Als das Trinkgelage um Mitternacht aufgehoben wurde, ging er dem berauschten Männlein nach. Die Versuchung wurde immer stärker. Mehrmals war er nahe daran, sich auf das Lenzl zu stürzen und es zu überwältigen. Doch die Furcht und die Unentschossenheit hielten ihn immer wieder davon ab. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe, so daß er sich ohne Gewalttat das Geld aneignen konnte. Und nun hieß es, ungesehen von den Leuten und möglichst rasch aus der Gegend verschwinden. Daß er dem Sigreit in die Arme gelaufen war, ärgerte ihn furchtbar. Nicht wenig reute ihn auch der Hunderter, den er dem Sigreit hatte opfern müssen; aber der Leichtsinn kam bald wieder oben auf.

„Abah, auf einen Hunderter kommt's nicht an, wenn man noch neunzehn in der Tasche hat", tröstete er sich; „und daß ich dem Unflat das Maul verstopft hab, ist leicht einen Hunderter wert. Jetzt kann er gar nicht mehr reden, wenn er auch wollte."

Über das Bedenken, er könnte von den nachtschwärmenden Burschen gesehen worden sein, setzte er sich mit dem Trost hinweg:

„Papperlapapp, unmittelbar mit ihnen zusammengetroffen bin ich nicht, und bei Nacht sind alle Katzen grau. Im Notfall leugne ich alles wurzelfrisch weg."

Doch jetzt fort, fort und das Geld in Sicherheit gebracht, dann hinunter ins Land, so weit es nur geht, damit man sich ausweisen kann, man wäre zur kritischen Zeit nicht in Planeigen gewesen, hätt' nach keiner menschlichen Berechnung da sein können! Gedacht, getan. Teils laufend, teils kriechend erreichte der Schelm sein Haus, betrat es aber nicht, sondern schwenkte links gegen den Wald hinauf, wo er in einer verfallenen Brechgrube sein sicheres Diebsversteck hatte. Dann eilte er, so rasch ihn die Beine trugen, sich immer am Waldrand haltend, talabwärts. Beim ersten Morgengrauen kam er nach Sterzing. Dort sprang er ungesehen auf einen Lastenzug auf, wo er sich unter den Brettern eines Holzwaggons verkroch. Mit dem Lastenzug fuhr er dann, ohne bemerkt zu werden, nach Süden, über Franzesfeste, Brixen und Klausen hinaus bis Waidbruck. Als daselbst nach kurzem Halt der Güterzug wieder langsam angefahren war, sprang er ab und schlug sich seitwärts in die Büsche. In einem Schober Moosheu wühlte er eine Zeitlang herum, so daß seine Kleider über und über mit Heuhalmen bedeckt waren. Dann ging er eine halbe Stunde fort und verübte in einem Bauernhause neben der Straße einen ungeschickten Diebstahl, wobei er sich absichtlich erwischen ließ. Die Leute waren sehr erbittert über den frechen Schelm und nahmen ihn ziemlich unsanft fest.

Nach kaum einer Stunde erschien der Gendarm, den man herbei gerufen hatte, am Platze. Diesem jammerte der Reimann in rührendster Weise vor, er sei auf einer Wallfahrt nach Weißenstein und habe keinen Kreuzer in der Tasche. Nirgends wären so unbarmherzige Menschen wie in dieser Gegend; kein Stücklein Brot, kein Löffel voll Milch sei zu bekommen, nicht einmal ein Nachtquartier habe man ihm vergönnt, so daß er in einem Heuschuppen hätte übernachten müssen. Dabei streifte er wie unabsichtlich die Heuhalme von seinen Kleidern weg. Der Gendarm meinte lachend, das werde schon eine recht fromme Wallfahrt sein, auf der man sich die Zeit mit Fingerkünsten vertreibe. Hierauf untersuchte er den Schelm und fand keinen Pfennig in seinen Taschen. Mit vielen Kreuz- und Querfragen, bei denen sich der Reiman überaus hinterhältig benahm, brachte der Gendarm endlich

heraus, daß der Strolch niemand anderer sei, als der Ausreißer von Planeigen, der schon gestern von Brixen her avisiert worden war. Nachdem der Wächter des Gesetzes mit den Hausleuten ein genaues Protokoll aufgenommen hatte, führte er den Häftling in Gewahrsam ab. Dieser zeterte und jammerte und vergoß sogar einige Tränen. Innerlich aber jauchzte ihm das Herz; denn nachdem er fast zwanzig Stunden von seiner Heimat entfernt aufgegriffen worden war, lag der sicherste Beweis seiner Abwesenheit auf der Hand und niemand konnte ihn des großen Diebstahles daheim bezichtigen.

Unterdessen gab es in Planeigen einen ungeheuren Aufruhr. Zwei Ereignisse hielten die Bevölkerung in Atem. Dem Sigreit war in der Nacht nach dem Pfarrereinstand großer Schaden zugefügt worden. Boshafte Hände hatten einen Stock Lärchenbretter, von denen man erzählte, daß sie der Wucherer einem armen Bäuerlein um Schundgeld abgepreßt habe, auf zwei Brückenwagen geladen und diese über den steilen Hügel hinunter auf die Scheune des Siegreit rollen lassen. Dabei war eine Scheunenwand eingestoßen und das Dach ruiniert worden, aber auch die Bretter wurden zum größten Teil zersplittert und gebrochen. Der Sigreit schlug einen gewaltigen Lärm und bezeichnete mehrere Dorfburschen, darunter den Zyper, als die mutmaßlichen Täter. Einzelne Beschuldigte konnten jedoch mit Zeugen nachweisen, daß sie in der fraglichen Stunde nicht in Planeigen gewesen waren, diese halfen wieder den anderen heraus, und etliche Nachbarn erklärten bestimmt, daß die Darstellung des Sigreit in verschiedenen Punkten nicht der Wahrheit entspreche.

Zwar wurde der Zyper und drei andere Burschen eingezogen, allein nach einigen Tagen entließ man sie wieder, weil keine stichhaltigen Beweise gegen sie vorgebracht werden konnten und auch der Verdacht nahe lag, daß der Sigreit sie aus einer alten Rachsucht angegeben habe. Das Gericht schenkte dem Wucherer um so weniger Glauben, als ihm von der Gemeinde der allerschlechteste Leumund ausgestellt worden war. So erreichte der Schmuser nichts und hatte zum Schaden, den ihm alle gönnten, noch den Spott.

Viel größeres Aufsehen als der Vorfall mit dem Sigreit machte aber die Geschichte des Lenzl. Das Männlein war am Morgen nach der ereignisreichen Nacht mit geschwollenem Kopf und laut schreiend ins Dorf gekommen und hatte schlotternd vor Erregung erzählt, es sei in der Nacht ausgeraubt worden. Drunten bei der Feldluke habe ihm ein schwarzbärtiger, großer Mann aufgepaßt, es mit einem Prügel niedergeschlagen und ihm zweitausend Gulden samt der Brieftasche genommen. Erst in der Früh wäre es von der Bewußtlosigkeit zu sich gekommen und hätte es den Verlust des Geldes bemerkt. Anfangs glaubte man dem Männlein nicht recht, da es seine beiden Uhren mit den Ketten, die goldenen Ringe und auch das Münzgeld noch bei sich hatte.

Einzelne Genossen des nächtlichen Trinkgelages und der Straßenwirt, die schnell herbeigerufen wurden, erklärten offen, daß das Lenzl schwer betrunken vom Wirtshaus fortgegangen sei und die Brieftasche viel eher verloren habe, als daß sie ihm geraubt worden sei. Hierauf machten sich einige Burschen und auch die Kinder des Lenzl auf, um nach dem verlorenen Geld zu suchen. Sie durchmusterten den ganzen Weg vom Gasthaus bis zum Dorf, stöberten in allen Gräben, Pfützen und Büschen neben der Straße herum, konnten jedoch nichts finden. Das Lenzl aber blieb fest bei seiner Behauptung, es sei ausgeraubt worden, auch beschrieb es den Räuber, den es im Mondschein klar gesehen haben wollte, so genau, daß man anfing, ihm Glauben zu schenken.

Nun wurde die Sache der Gendarmerie angezeigt, und es gab ein fürchterliches Rennen und Untersuchen. Einzelne Stimmen bezeichneten gleich den Reimann als sicheren Täter. Allein dieser war schon seit fünf Tagen von der Gemeinde abgängig; und das Lenzl selber erklärte, der Reiman könne es nicht gewesen sein, denn er wäre ihm gestern auf der Brixener Reichsstraße begegnet, wie er heimwärts maschiert sei, auch habe der Räuber eine ganz andere Gestalt gehabt als der Reimann. Im Laufe der nächsten Tage kamen einige Männer von Außerplaneigen, so der Günther, der Platzer und zwei Knechte vom Lettenhofer, in Verdacht. Auch die Annahme kam in Verdacht, daß die Burschen, die dem Sigreit den Schadenstreich gespielt hatten, mit dem Räuber in Verbindung wären. Es wurden Hausdurchsuchungen gehalten und Verhöre angestellt, doch fand man nichts, was den Verdacht gegen bestimmte Persönlichkeiten aufrecht erhalten hätte.

Fortsetzung folgt

* * *

Das Unglück schlägt gemeine Seelen nieder, besseren gibt es neuen, höheren Schwung.

FATIMA STUDENT BURSE

Ein gut angelegtes Kapital

Erwies da einmal ein junger Bäckergehilfe bei der Stephanskirche in Wien zwei Damen eine Gefälligkeit. Der freundliche, dienstbereite und intelligent dreinschauende Junge gefiel ihnen. „Nun, was ist's, möchtest du nicht lieber studieren und Priester werden, als Brot backen und austragen?" „Ja freilich, schon längst hätte ich mir das gewünscht, aber ich habe ja kein Geld zum Studieren." Die beiden Damen unterstützten nun den Jungen, daß er studieren konnte. Er wurde Priester, ein berühmter Missionär, der in Polen, Deutschland und besonders in Wien großartig wirkte, der durch Verpflanzung einer Kongregation von Missionären nach Österreich heute noch segensreich wirkt durch Abhaltung von Volksmissionen. Der ehemalige Bäckerjunge wird heute als Heiliger verehrt. Es ist der heilige Klemens Maria Hofbauer. Wieviel Seelen mögen durch ihn und die Missionäre der Redemptoristen Kongregation schon gerettet worden sein! Und an all dem Guten haben jene beiden Damen Anteil.

Bisher eingenommen	$943.00
Mrs. Martin Nagel, Claybank, Sask.	3.00
Peter, Fuchs, Dilke, Sask.	5.00
Joseph Brost, Macklin, Sask.	2.00
Ein Freund, Holdfast, Sask.	4.00
Mrs. R. Sahli, Revenue, Sask.	2.00
John Gurski, Bay Trail, Sask.	5.00
Mrs. Christine Bachman, Sumner, Wash.	1.00
Tony Schamber, Edmonton, Alta.	3.00
A. Thuermeier, Southey, Sask.	4.00
Mrs. Frank Belock, Middle Lake, Sask.	1.00
John Novokowsky, Saskatoon, Sask.	5.00
Ein Freund, St. Gregor, Sask.	2.00
Phillip Helfrich, Rabbit Lake, Sask.	5.00
Ein Freund Spalding, Sask.	5.00
	$990.00

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.